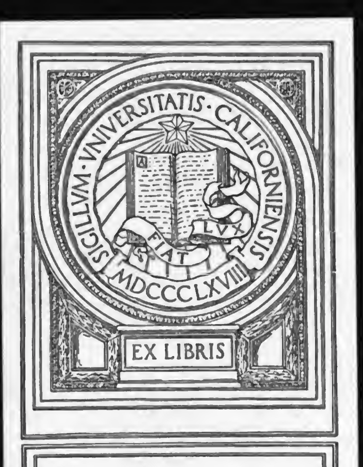


OSCAR WILDE · DAS GESPENST VON CANTERVILLE UND FÜNF ANDERE ERZÄHLUNGEN


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



10

8





DAS GESPENST VON CANTERVILLE UND FÜNF ANDERE ERZÄHLUNGEN VON OSCAR WILDE

LEIPZIG · IM INSEL-VERLAG · 1905

DIESES BUCH WURDE INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN VON FRANZ BLEI. TITEL, EINBAND, ILLUSTRATIONEN UND SCHMUCK ZEICHNETE HEINRICH VOGELER, WORPSWEDE. DER DRUCK ERFOLGTE BEI POESCHEL & TREPTE IN LEIPZIG

DAS GESPENST VON CANTERVILLE



ALS Mr. Hiram B. Otis, der amerikanische Gesandte, Schloss Canterville kaufte, sagte ihm ein jeder, dass er sehr töricht daran täte, da dies Schloss ohne Zweifel verwünscht sei.

Sogar Lord Canterville selbst, ein Mann von peinlichster Ehrlichkeit, hatte es als seine Pflicht betrachtet, diese Tatsache Mr. Otis mitzuteilen, bevor sie den Verkauf abschlossen.

„Wir haben selbst nicht in dem Schloss gewohnt," sagte Lord Canterville, „seit meine Grosstante, die Herzogin-Mutter von Bolton, einst vor Schreck in Krämpfe verfiel, von denen sie sich nie wieder erholte, weil ein Skelett seine beiden Hände ihr auf die Schultern legte, als sie gerade beim Ankleiden war. Ich fühle mich verpflichtet, es Ihnen zu sagen, Mr. Otis, dass der Geist noch jetzt von verschiedenen Mitgliedern der Familie Canterville gesehen worden ist, sowie auch vom Geistlichen unserer Gemeinde, Hochwürden Augustus Dampier, der in King's Kollege, Cambridge, den Doktor gemacht hat. Nach dem Malheur mit der Herzogin wollte keiner unserer Dienstboten mehr bei uns bleiben, und Lady Canterville konnte seitdem des Nachts häufig nicht mehr schlafen vor lauter unheimlichen Geräuschen, die vom Korridor und von der Bibliothek herkamen."

„Mylord," antwortete der Minister, „ich will die ganze

Einrichtung und den Geist dazu kaufen. Ich komme aus einem modernen Lande, wo wir alles haben, was mit Geld zu bezahlen ist; und ich meine, mit all unsern smarten jungen Leuten, die Ihnen Ihre besten Tenöre und Primadonnen abspenstig machen, das: gäbe es wirklich noch so etwas wie ein Gespenst in Europa, würden wir dasselbe in allerkürzester Zeit drüben haben, entweder bei Barnum oder auf einem Jahrmarkt."

„Ich fürchte, das Gespenst existiert wirklich," sagte Lord Canterville lächelnd, „wenn es auch bis jetzt Ihren Impresarios gegenüber sich ablehnend verhalten hat. Seit drei Jahrhunderten ist es wohl bekannt, genau gesprochen seit 1584, und es erscheint regelmässig kurz bevor ein Glied unserer Familie stirbt."

„Nun, was das anbetrifft, das macht der Hausarzt gerade so, Lord Canterville. Aber es gibt ja doch gar keine Gespenster, und ich meine, dass die Gesetze der Natur sich nicht der britischen Aristokratie zuliebe aufheben lassen."

„Sie sind jedenfalls sehr aufgeklärt in Amerika," antwortete Lord Canterville, der Mr. Otis' letzte Bemerkung nicht ganz verstanden hatte, „und wenn das Gespenst im Hause Sie nicht weiter stört, so ist ja alles in Ordnung. Sie dürfen nur nicht vergessen, dass ich Sie gewarnt habe."

Wenige Wochen später war der Kauf abgeschlossen, und gegen Ende der Saison bezog der Gesandte mit seiner Familie Schloss Canterville. Mrs. Otis, die als Miss Lucretia R. Tappan, W. 53 New-York, für eine grosse Schönheit gegolten hatte, war jetzt eine sehr hübsche Frau in mittleren Jahren, mit schönen Augen und einem tadellosen Profil. Viele Amerikanerinnen, die ihre Heimat verlassen, nehmen mit der Zeit das Gebaren einer chronischen Kränklichkeit an, da sie dies für ein Zeichen europäischer Kultur ansehen, aber Mrs. Otis war nie in diesen Irrtum verfallen. Sie besass eine vortreffliche Konstitution und einen hervorragenden Unternehmungsgeist. So war sie wirklich in vieler Hinsicht völlig englisch und ein vorzügliches Beispiel für die Tatsache, dass wir heutzutage alles mit Amerika gemein haben, ausgenommen natürlich die Sprache. Ihr ältester Sohn, den die Eltern in einem heftigen Anfall von Patriotismus Washington genannt hatten, was er zeit seines Lebens beklagte, war ein blonder, hübscher junger Mann,

der sich dadurch für den diplomatischen Dienst geeignet gezeigt hatte, dass er im Newport Casino während dreier Winter die Françaisen kommandierte und sogar in London als vorzüglicher Tänzer galt. Gardenien und der Gotha waren seine einzigen Schwächen. Im übrigen war er ausserordentlich vernünftig. Miss Virginia E. Otis war ein kleines Fräulein von fünfzehn Jahren, graziös und lieblich wie ein junges Reh und mit schönen klaren blauen Augen. Sie sass brillant zu Pferde und hatte einmal auf ihrem Pony mit dem alten Lord Bilton ein Wettrennen um den Park veranstaltet, wobei sie mit $1^1/_2$ Pferdelängen Siegerin geblieben war, gerade vor der Achillesstatue, zum ganz besonderen Entzücken des jungen Herzogs von Cheshire, der sofort um ihre Hand anhielt und noch denselben Abend unter Strömen von Tränen nach Eton in seine Schule zurückgeschickt wurde. Nach Virginia kamen die Zwillinge, entzückende Buben, die in der Familie, mit Ausnahme des Herrn vom Hause natürlich, die einzigen wirklichen Republikaner waren.
Da Schloss Canterville acht Meilen von der nächsten Eisenbahnstation Ascot entfernt liegt, hatte Mr. Otis den Wagen bestellt, sie da abzuholen, und die Familie befand sich in der heitersten Stimmung. Es war ein herrlicher Juliabend, und die Luft war voll vom frischen Duft der nahen Tannenwälder. Ab und zu liess sich die süsse Stimme der Holztaube in der Ferne hören, und ein buntglänzender Fasan raschelte durch die hohen Farnkräuter am Wege. Eichhörnchen blickten den Amerikanern von den hohen Buchen neugierig nach, als sie vorbeifuhren, und die wilden Kaninchen ergriffen die Flucht und schossen durch das Untergehölz und die moosigen Hügelchen dahin, die weissen Schwänzchen hoch in der Luft. Als man in den Park von Schloss Canterville einbog, bedeckte sich der Himmel plötzlich mit dunklen Wolken; die Luft schien gleichsam still zu stehen; ein grosser Schwarm Krähen flog lautlos über ihren Häuptern dahin und ehe man noch das Haus erreichte, fiel der Regen in dicken schweren Tropfen.
Auf der Freitreppe empfing sie eine alte Frau in schwarzer Seide mit weisser Haube und Schürze: das war Mrs. Umney, die Wirtschafterin, die Mrs. Otis auf Lady Cantervilles inständiges Bitten in ihrer bisherigen Stellung behalten wollte. Sie machte jedem einen tiefen Knicks, als sie nacheinander ausstiegen, und sagte in

einer eigentümlich altmodischen Art: „Ich heisse Sie auf Schloss Canterville willkommen.“ Man folgte ihr ins Haus, durch die schöne alte Tudorhalle in die Bibliothek, ein langes, niedriges Zimmer mit Täfelung von schwarzem Eichenholz und einem grossen bunten Glasfenster. Hier war der Tee für die Herrschaften gerichtet, und nachdem sie sich ihrer Mäntel entledigt, setzten sie sich und sahen sich um, während Mrs. Umney sie bediente.

Da bemerkte Mrs. Otis plötzlich einen grossen roten Fleck auf dem Fussboden, gerade vor dem Kamin, und in völliger Unkenntnis von dessen Bedeutung sagte sie zu Mrs. Umney: „Ich fürchte, da hat man aus Unvorsichtigkeit etwas verschüttet.“

„Ja, gnädige Frau,“ erwiderte die alte Haushälterin leise, „auf jenem Fleck ist Blut geflossen.“

„Wie grässlich!“ rief Mrs. Otis. „Ich liebe durchaus nicht Blutflecke in einem Wohnzimmer. Er muss sofort entfernt werden.“ Die alte Frau lächelte und erwiderte mit derselben leisen, geheimnisvollen Stimme: „Es ist das Blut von Lady Eleanore de Canterville, welche hier auf dieser Stelle von ihrem eigenen Gemahl, Sir Simon de Canterville, im Jahre 1575 ermordet wurde. Sir Simon überlebte sie um neun Jahre und verschwand dann plötzlich unter ganz geheimnisvollen Umständen. Sein Leichnam ist nie gefunden worden, aber sein schuldbeladener Geist geht noch jetzt hier im Schlosse um. Der Blutfleck wurde schon oft von Reisenden bewundert und kann durch nichts entfernt werden.“

„Das ist alles Humbug,“ rief Washington Otis, „Pinkertons Universal-Fleckenreiniger wird ihn im Nu beseitigen,“ und ehe noch die erschrockene Haushälterin ihn davon zurückhalten konnte, lag er schon auf den Knien und scheuerte die Stelle am Boden mit einem kleinen Stumpf von etwas, das schwarzer Bartwichse ähnlich sah. In wenigen Augenblicken war keine Spur mehr von dem Blutfleck zu sehen.

„Na ich wusste ja, dass Pinkerton das machen würde,“ rief er triumphierend, während er sich zu seiner bewundernden Familie wandte; aber kaum hatte er diese Worte gesagt, da erleuchtete ein greller Blitz das düstere Zimmer, und ein tosender Donnerschlag liess sie alle in die Höhe fahren, während Mrs. Umney in Ohnmacht fiel. „Was für ein schauderhaftes Klima!“ sagte der amerikanische Ge-

sandte ruhig, während er sich eine neue Zigarette ansteckte. „Wahrscheinlich ist dieses alte Land so übervölkert, dass sie nicht mehr genug anständiges Wetter für jeden haben. Meiner Ansicht nach ist Auswanderung das einzig Richtige für England.“ „Mein lieber Hiram,“ sprach Mrs. Otis, „was sollen wir bloss mit einer Frau anfangen, die ohnmächtig wird?“

„Rechne es ihr an, als ob sie etwas zerschlagen hätte, dann wird es nicht wieder vorkommen,“ sagte der Gesandte, und in der Tat, schon nach wenigen Augenblicken kam Mrs. Umney wieder zu sich. Aber es war kein Zweifel, dass sie sehr aufgeregt war, und sie warnte Mrs. Otis, es stände ihrem Hause ein Unglück bevor. „Ich habe mit meinen eigenen Augen Dinge gesehen, Herr,“ sagte sie, „dass jedem Christenmenschen die Haare davon zu Berge stehen würden, o manche Nacht habe ich kein Auge zugetan aus Furcht vor dem Schrecklichen, das hier geschehen ist.“ Jedoch Herr und Frau Otis beruhigten die ehrliche Seele, erklärten, dass sie sich nicht vor Gespenstern fürchteten, und nachdem die alte Haushälterin noch den Segen der Vorsehung auf ihre neue Herrschaft herabgefleht und um Erhöhung ihres Gehaltes gebeten hatte, schlich sie zitternd auf ihre Stube. — — —

Der Sturm wütete die ganze Nacht hindurch, aber sonst ereignete sich nichts von besonderer Bedeutung. Am nächsten Morgen jedoch, als die Familie zum Frühstück herunterkam, fanden sie den fürchterlichen Blutfleck wieder unverändert auf dem Fussboden. „Ich glaube nicht, dass die Schuld hiervon am Paragon-Fleckenreiniger liegt,“ erklärte Washington, „denn den habe ich immer mit Erfolg angewendet — es muss also das Gespenst sein.“ Er rieb nun zum zweitenmal den Fleck weg, aber am nächsten Morgen war er gleichwohl wieder da. Ebenso am dritten Morgen, trotzdem Mr. Otis selbst die Bibliothek am Abend vorher zugeschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt hatte. Jetzt interessierte sich die ganze Familie für die Sache. Mr. Otis fing an zu glauben, dass es doch allzu skeptisch von ihm gewesen sei, die Existenz aller Gespenster zu leugnen. Mrs. Otis sprach die Absicht aus, der Psychologischen Gesellschaft beizutreten, und Washington schrieb

einen langen Brief an die Herren Myers & Sodmore über die Unvertilgbarkeit blutiger Flecken im Zusammenhang mit Verbrechen. In der darauffolgenden Nacht nun wurde jeder Zweifel an der Existenz von Gespenstern für immer endgültig beseitigt. Den Tag über war es heiss und sonnig gewesen, und in der Kühle des Abends fuhr die Familie spazieren. Man kehrte erst gegen neun Uhr zurück, worauf das Abendessen eingenommen wurde. Die Unterhaltung berührte in keiner Weise Gespenster, es war also nicht einmal die Grundbedingung jener erwartungsvollen Aufnahmefähigkeit gegeben, welche so oft dem Erscheinen solcher Phänomene vorangeht. Die Gesprächsthemata waren, wie mir Mrs. Otis seitdem mitgeteilt hat, lediglich solche, wie sie unter gebildeten Amerikanern der besseren Klasse üblich sind, wie z. B. die ungeheure Überlegenheit von Miss Fanny Davenport über Sarah Bernhardt als Schauspielerin; die Schwierigkeit, Grünkern- und Buchweizenkuchen selbst in den besten englischen Häusern zu bekommen; die hohe Bedeutung von Boston in Hinsicht auf die Entwickelung der Weltseele; die Vorzüge des Freigepäck-Systems beim Eisenbahnfahren; und die angenehme Weichheit des New-Yorker Akzents im Gegensatz zum Londoner Dialekt. In keiner Weise wurde weder das Übernatürliche berührt, noch von Sir Simon de Canterville gesprochen. Um elf Uhr trennte man sich, und eine halbe Stunde darauf war bereits alles dunkel. Da plötzlich wachte Mr. Otis von einem Geräusch auf dem Korridor vor seiner Türe auf. Es klang wie Rasseln von Metall und schien mit jedem Augenblick näher zu kommen. Der Gesandte stand sofort auf, zündete Licht an und sah nach der Uhr. Es war Punkt eins. Er war ganz ruhig und fühlte sich den Puls, der nicht im geringsten fieberhaft war. Das sonderbare Geräusch dauerte fort, und er hörte deutlich Schritte. Er zog die Pantoffel an, nahm eine längliche Phiole von seinem Toilettentisch und öffnete die Türe. Da sah er, sich direkt gegenüber, im blassen Schein des Mondes, einen alten Mann von ganz greulichem Aussehen stehen. Des Alten Augen waren rot wie brennende Kohlen; langes graues Haar fiel in wirren Locken über seine Schultern; seine Kleidung von altmodischem Schnitt war beschmutzt und zerrissen, und schwere rostige Fesseln hingen ihm an Füssen und Händen. „Mein Lieber,“ sagte Mr. Otis, „ich muss

Sie schon bitten, Ihre Ketten etwas zu schmieren, und ich habe Ihnen zu dem Zweck hier eine kleine Flasche von Tammanys Rising Sun Lubricator mitgebracht. Man sagt, dass schon ein einmaliger Gebrauch genügt, und auf der Enveloppe finden Sie die glänzendsten Atteste hierüber von unsern hervorragendsten einheimischen Geistlichen. Ich werde es Ihnen hier neben das Licht stellen und bin mit Vergnügen bereit, Ihnen auf Wunsch mehr davon zu besorgen.“ Mit diesen Worten stellte der Gesandte der Unionstaaten das Fläschchen auf den Marmortisch, schloss die Tür und legte sich wieder zu Bett.

Für einen Augenblick war das Gespenst von Canterville ganz starr vor Entrüstung; dann schleuderte es die Flasche wütend auf den Boden und floh den Korridor hinab, indem es ein dumpfes Stöhnen ausstiess und ein gespenstisch grünes Licht um sich verbreitete. Als es gerade die grosse eichene Treppe erreichte, öffnete sich eine Tür, zwei kleine weissgekleidete Gestalten erschienen, und ein grosses Kissen sauste an seinem Kopf vorbei. Da war augenscheinlich keine Zeit zu verlieren, und indem es hastig die vierte Dimension als Mittel zur Flucht benutzte, verschwand es durch die Täfelung; worauf das Haus ruhig wurde.

Als das Gespenst ein kleines geheimes Zimmer im linken Schlossflügel erreicht hatte, lehnte es sich erschöpft gegen einen Mondstrahl, um erst wieder zu Atem zu kommen, und versuchte sich seine Lage klar zu machen. Niemals war es in seiner glänzenden und ununterbrochenen Laufbahn von 300 Jahren so gröblich beleidigt worden. Es dachte an die Herzogin-Mutter, die bei seinem Anblick Krämpfe bekommen hatte, als sie in ihren Spitzen und Diamanten vor dem Spiegel stand; an die vier Hausmädchen, die hysterisch wurden, als es sie bloss durch die Vorhänge eines der unbewohnten Schlafzimmer hindurch anlächelte; an den Pfarrer der Gemeinde, dessen Licht es eines Nachts ausgeblasen, als derselbe einmal spät aus der Bibliothek kam, und der seitdem beständig bei Sir William Guch, geplagt von Nervenstörungen, in Behandlung war; an die alte Madame du Tremouillac, die, als sie eines Morgens früh aufwachte und in ihrem Lehnstuhl am Kamine ein Skelett sitzen sah, das ihr Tagebuch las, darauf sechs Wochen fest im Bett lag an der Gehirnentzündung und nach ihrer Genesung eine treue

Anhängerin der Kirche wurde und jede Verbindung mit dem bekannten Freigeist Monsieur de Voltaire abbrach.
Es erinnerte sich der entsetzlichen Nacht, als der böse Lord Canterville in seinem Ankleidezimmer halb erstickt gefunden wurde mit dem Karo-Buben im Halse und gerade noch ehe er starb beichtete, dass er Charles James Fox vermittelst dieser Karte um 50000 Pfund Sterling betrogen hatte und dass ihm nun das Gespenst die Karte in den Hals gesteckt habe.
Alle seine grossen Taten kamen ihm ins Gedächtnis zurück, von dem Kammerdiener an, der sich in der Kirche erschoss, weil er eine grüne Hand hatte an die Scheiben klopfen sehen, bis zu der schönen Lady Stutfield, die immer ein schwarzes Sammetband um den Hals tragen musste, damit die Spur von fünf in ihre weisse Haut eingebrannten Fingern verdeckt wurde, und die sich schliesslich in dem Karpfenteich am Ende der Promenade ertränkte.
Mit dem begeisterten Egoismus des echten Künstlers versetzte es sich im Geiste wieder in seine hervorragendsten Rollen und lächelte bitter, als es an sein letztes Auftreten als „Red Reuben oder das erwürgte Kind“ dachte, oder sein Debut als „Riese Gibeon, der Blutsauger von Beseley Moor“ und das Furore, das es eines schönen Juliabends gemacht hatte, als es ganz einfach auf dem Tennisplatz mit seinen eigenen Knochen Kegel spielte. Und nach alledem kommen solche elende moderne Amerikaner, bieten ihm Rising-Sun-Öl an und werfen ihm Kissen an den Kopf! Es war nicht auszuhalten. So war noch niemals in der Weltgeschichte ein Gespenst behandelt worden. Es schwur demgemäss Rache und blieb bis Tagesanbruch in tiefe Gedanken versunken.

Als am nächsten Morgen die Familie Otis zum Frühstück zusammenkam, wurde das Gespenst natürlich des längeren besprochen. Der Gesandte der Unionstaaten war selbstverständlich etwas ungehalten, dass sein Geschenk so missachtet worden war. „Ich habe durchaus nicht die Absicht,“ erklärte er, „dem Geist irgend eine persönliche Beleidigung zuzufügen, und ich muss sagen, dass es aus Rücksicht auf die lange Zeit, die er nun schon hier im Hause wohnt, nicht höflich ist, ihn mit Kissen zu bewerfen,“ — eine sehr wohlange-

brachte Bemerkung, bei welcher, wie ich leider gestehen muss, die Zwillinge in ein lautes Gelächter ausbrachen. „Andererseits," fuhr Mr. Otis fort, „wenn er wirklich und durchaus den Rising Sun Lubricator nicht benutzen will, so werden wir ihm seine Ketten fortnehmen müssen; bei dem Lärm auf dem Korridor kann man ganz unmöglich schlafen."

Die Schlossbewohner blieben jedoch die ganze Woche hindurch ungestört und das einzige, was ihre Aufmerksamkeit erregte, war die beständige Erneuerung des Blutflecks auf dem Boden der Bibliothek. Das war jedenfalls sehr sonderbar, da die Türe und das Fenster des Nachts immer fest verschlossen und verriegelt waren. Auch die wechselnde Farbe des Fleckes rief die verschiedensten Vermutungen hervor. Denn zuweilen war er ganz mattrot, dann wieder leuchtend, oder auch tiefes Purpur, und als einmal die Familie zur Vesper herunterkam, fand sie ihn hell smaragdgrün! Diese koloristischen Metamorphosen amüsierten natürlich die Gesellschaft sehr, und jeden Abend wurden schon Wetten darüber geschlossen. Die einzige, welche nicht auf diesen und keinen andern Scherz einging, war die kleine Virginia, die aus irgend einem unaufgeklärten Grunde immer sehr betrübt beim Anblick des Blutflecks war und an dem Morgen, an dem er smaragdgrün leuchtete, bitterlich zu weinen anfing.

Das zweite Auftreten des Gespenstes war am Sonntag abend. Kurz nachdem auch die männlichen Erwachsenen zu Bett gegangen waren, wurden sie plötzlich durch ein furchtbares Getöse in der Eingangshalle aufgeschreckt. Alle stürzten hinunter und fanden dort, dass eine alte Rüstung von ihrem Ständer auf den Steinboden gefallen war, während das Gespenst von Canterville in einem hochlehnigen Armstuhl sass und sich seine Knie mit einer Gebärde verzweifelten Schmerzes rieb. Die Zwillinge hatten ihre Flitzbogen mitgebracht und schossen zweimal nach ihm mit einer Treffsicherheit, die sie sich durch lange sorgfältige Übungen nach ihrem Schreiblehrer erworben hatten. Der Gesandte der Unionstaaten richtete unterdessen seinen Revolver auf den Geist und rief ihm nach kalifornischer Etikette zu: „Hände hoch!" Der Geist fuhr mit einem wilden Wutgeheul in die Höhe und mitten durch die Familie hin wie ein Rauch, indem er noch Washingtons Kerzenlicht ausblies

und sie alle in völliger Dunkelheit zurückliess. Oben an der Treppe erholte sich das Gespenst wieder und beschloss, in sein berühmtes diabolisches Gelächter auszubrechen; das hatte sich ihm bei mehr als einer Gelegenheit schon nützlich erwiesen. Es soll Lord Rokers Perücke in einer einzigen Nacht gebleicht haben und hat jedenfalls drei der französischen Gouvernanten von Lady Canterville so entsetzt, dass sie vor der Zeit und ohne Kündigung ihre Stellungen aufgaben. So lachte er denn also jetzt dieses sein fürchterlichstes Lachen, bis das alte hochgewölbte Dach davon gellte; aber kaum war das letzte grausige Echo verhallt, da öffnete sich eine Tür und Mrs. Otis kam heraus in einem hellblauen Morgenrock. „Ich fürchte, Ihnen ist nicht ganz wohl," sagte sie, „und deshalb bringe ich Ihnen hier eine Flasche von Dr. Dobells Tropfen. Wenn es Verdauungsbeschwerden sind, so werden Sie finden, dass sie ein ganz vorzügliches Mittel sind." Der Geist betrachtete sie zornrot und wollte sich auf der Stelle in einen grossen schwarzen Hund verwandeln, ein Kunststück, wodurch er mit Recht berühmt war und dem der Hausarzt die Geistesgestörtheit von Lord Cantervilles Onkel, Herrn Thomas Horton, zuschrieb. Da hörte er aber Schritte, und das liess ihn von seinem grausen Vorhaben abstehen; er begnügte sich damit, phosphoreszierend zu werden und verschwand mit einem dumpfen Kirchhofswimmern gerade in dem Moment, als die Zwillinge auf ihn zukamen.

Als der Geist sein Zimmer erreicht hatte, brach er völlig zusammen und verfiel in einen Zustand heftiger Gemütsbewegung. Die Roheit der Zwillinge und der krasse Materialismus von Mrs. Otis waren natürlich ausserordentlich verstimmend, aber was ihn am meisten betrübte, war doch, dass er die alte Rüstung nicht mehr hatte tragen können. Er hatte gehofft, dass sogar moderne Amerikaner erschüttert sein würden beim Anblick eines Gespenstes in Waffenrüstung, wenn auch aus keinem andern vernünftigen Grunde, so doch aus Achtung vor ihrem Nationalpoeten Longfellow, bei dessen graziöser und anziehender Muse er selbst so manche Stunde hingebracht hatte, während die Cantervilles in London waren. Und dabei war es noch seine eigene Rüstung! Er hatte sie mit grossem Erfolg auf dem Turnier in Kenilworth getragen und darüber von niemand Geringerem als der jungfräulichen Königin selber viel

Schmeichelhaftes gesagt bekommen. Und als er die Rüstung heute anlegen wollte, hatte ihn das Gewicht des alten Panzers und Stahlhelmes so erdrückt, dass er darunter zu Boden gestürzt war, sich beide Knie heftig zerschlagen und die rechte Hand verstaucht hatte.

Mehrere Tage lang fühlte er sich nach diesem Vorfall ernstlich krank und verliess sein Zimmer nur, um den Blutfleck in Ordnung zu halten. Da er sich sonst jedoch sehr schonte, erholte er sich bald wieder und beschloss, noch einen dritten Versuch zu machen, den Gesandten und seine Familie in Schrecken zu jagen. Er wählte zu diesem seinen Auftreten Freitag, den 13. August, und beschäftigte sich den ganzen Tag damit, seine Kleidervorräte zu prüfen, bis er schliesslich einen grossen weichen Hut mit roter Feder, ein Laken mit Rüschen an Hals und Armen und einen rostigen Dolch wählte. Gegen Abend kam ein heftiger Regenschauer, und der Sturm rüttelte gewaltig an allen Türen und Fenstern des alten Hauses. Das war gerade das Wetter, wie er es liebte. Sein Plan war folgender: er wollte sich ganz leise nach Washingtons Zimmer schleichen, ihm vom Fussende des Bettes aus wirres Zeug vorschwatzen und sich dann beim Klange leiser geisterhafter Musik dreimal den Dolch ins Herz stossen. Er war auf Washington ganz besonders böse, weil er wusste, dass dieser es war, der immer wieder den Blutfleck mit Pinkertons Fleckenreiniger entfernte. Wenn er dann den frivolen und tollkühnen Jüngling in den namenlosen Schrecken versetzt hatte, so wollte er sich nach dem Schlafzimmer von Herrn und Frau Otis begeben und dort eine eiskalte Hand Mrs. Otis auf die Stirn legen, während er ihrem zitternden Mann die entsetzlichen Geheimnisse des Beinhauses ins Ohr zischelte. Was die kleine Virginia anbetraf, so war er über sie noch nicht ganz im reinen. Sie hatte ihn nie in irgend einer Weise beleidigt und war hübsch und sanft. Einige tiefe Seufzer aus dem Kleiderschrank würden mehr als genug für sie sein, dachte er, und wenn sie davon noch nicht aufwachte, so könnte er ja mit zitternden Fingern an ihrem Bettuch zerren. In bezug auf die Zwillinge war er aber fest entschlossen, ihnen eine ordentliche Lektion zu erteilen. Das erste war natürlich, dass er sich ihnen auf die Brust setzte, um das erstickende Gefühl eines

Alpdrückens hervorzurufen. Dann würde er, da ihre Betten dicht nebeneinander standen, in der Gestalt eines grünen, eiskalten Leichnams zwischen ihnen stehen, bis sie vor Schrecken gelähmt waren, und zum Schluss wollte er mit weissgebleichten Knochen und einem rollenden Augapfel ums Zimmer herumkriechen in der Rolle vom „Stummen Daniel oder: das Skelett des Selbstmörders“. Diese Rolle hatte bei mehr als einer Gelegenheit den allergrössten Effekt gemacht und schien ihm wirklich eben so gut zu sein wie seine berühmte Darstellung des „Martin, der Verrückte, oder: das verhüllte Geheimnis“.

Um $^{1}/_{2}$11 Uhr hörte er die Familie zu Bette gehen. Er wurde noch einige Zeit durch das Lachgebrüll der Zwillinge gestört, die mit der leichtfertigen Heiterkeit von Schuljungen sich augenscheinlich herrlich amüsierten, ehe sie zu Bett gingen; aber um $^{1}/_{4}$12 Uhr war alles still; und als es Mitternacht schlug, machte er sich auf den Weg. Die Eule schlug mit den Flügeln gegen die Fensterscheiben, der Rabe krächzte von dem alten Eichbaum und der Wind ächzte durch das Haus wie eine verlorene Seele, aber die Familie Otis schlief, unbekümmert um das nahende Verhängnis, und durch und trotz Regen und Sturm hörte man das regelmässige Schnarchen des Gesandten der Union. Da trat der Geist leise aus der Vertäfelung hervor, mit einem bösen Lächeln um den grausamen, faltigen Mund, so dass sogar der Mond sein Gesicht verbarg, als er an dem hohen Fenster vorüberglitt, auf dem das Wappen des Gespenstes und das seiner ermordeten Frau in Gold und Hellblau gemalt waren. Leise schlürfte er weiter, wie ein böser Schatten; die Dunkelheit selber schien sich vor ihm zu grausen, wie er vorbeihuschte. Einmal kam es ihm vor, als hörte er jemand rufen; er stand still; aber es war nur das Bellen eines Hundes auf dem nahen Bauernhof, und so schlich er weiter, während er wunderliche Flüche aus dem sechzehnten Jahrhundert vor sich hin murmelte und dann und wann mit dem rostigen Dolch in der Luft herumstach. Nun hatte er die Ecke des Korridors erreicht, der zu des unglücklichen Washington Zimmer führte. Einen Augenblick blieb er da stehen, und der Wind blies ihm seine langen grauen Locken um den Kopf und spielte ein phantastisches und groteskes Spiel mit den unheimlichen

Falten des Leichentuchs. Da schlug die Uhr ein viertel und er fühlte, jetzt sei die Zeit gekommen. Er lächelte zufrieden vor sich hin und machte einen Schritt um die Ecke; aber kaum tat er das, da fuhr er mit einem jammervollen Schreckenslaut zurück und verbarg sein erblasstes Gesicht in den langen knochigen Händen: Gerade vor ihm stand ein entsetzliches Gespenst, bewegungslos wie eine gemeisselte Statue und fürchterlich wie der Traum eines Wahnsinnigen! Der Kopf war kahl und glänzend, das Gesicht rund und fett und weiss, und grässliches Lachen schien seine Züge in ein ewiges Grinsen verzerrt zu haben. Aus den Augen kamen rote Lichtstrahlen, der Mund war eine weite Feuerhöhle, und ein scheussliches Gewand, seinem eigenen ähnlich, verhüllte mit seinem schneeigen Weiss die Gestalt des Riesen. Auf seiner Brust war ein Plakat befestigt mit einer sonderbaren Schrift in alten ungewöhnlichen Buchstaben, wohl irgend ein Bericht wilder Missetaten, ein schmähliches Verzeichnis schauerlicher Verbrechen, und in seiner rechten Hand hielt das Ungeheuer eine Keule von blitzendem Stahl.

Da der Geist noch nie in seinem Leben ein Gespenst gesehen hatte, so war er natürlich furchtbar erschrocken, und nachdem er noch einen zweiten hastigen Blick auf die entsetzliche Erscheinung geworfen hatte, floh er nach seinem Zimmer zurück, stolperte über sein langes Laken, als er den Korridor hinunterraste und liess schliesslich noch seinen Dolch in die hohen Jagdstiefel des Gesandten fallen, wo ihn der Kammerdiener am nächsten Morgen fand. In seinem Zimmer angekommen, warf er sich auf das schmale Feldbett und verbarg sein Gesicht unter der Decke. Nach einer Weile jedoch rührte sich der tapfere alte Canterville-Charakter doch wieder, und der Geist beschloss, sobald der Tag graute, zu dem andern Geist zu gehen und ihn anzureden. Kaum begann es zu dämmern, da machte er sich auf und ging zur Stelle, wo seine Augen zuerst das grässliche Phantom erblickt hatten, denn er fühlte, es sei doch schliesslich angenehmer, zwei Gespenster zusammen zu sein als eines allein, und dass er mit Hilfe dieses neuen Freundes erfolgreich gegen die Zwillinge zu Felde ziehen könne. Als er jedoch an die Stelle kam, bot sich ihm ein fürchterlicher Anblick. Dem Gespenst war jedenfalls ein Unglück passiert, denn in seinen hohlen

Augen war das Licht erloschen, die glänzende Keule war seiner Hand entfallen und es selber lehnte in einer höchst unbequemen gezwungenen Stellung an der Wand. Er stürzte vorwärts und zog es am Arme, da fiel zu seinem Entsetzen der Kopf ab, rollte auf den Boden, der Körper fiel in sich zusammen und er hielt in seinen Händen eine weisse Bettgardine mit einem Besenstiel und einem Küchenbeil, während zu seinen Füssen ein hohler Kürbis lag! Unfähig, diese wunderbare Veränderung zu begreifen, packte er mit wilder Hast das Plakat, und da las er im grauen Licht des Morgens die fürchterlichen Worte:

DAS OTIS-GESPENST.
DER EINZIG WAHRE UND ORIGINALE SPUK.
VOR NACHAHMUNG WIRD GEWARNT.
ALLE ANDERN SIND UNECHT.

Jetzt war ihm alles klar. Man hatte ihn zum besten gehabt, und er war hineingefallen! Der alte wilde Canterville-Blick kam in seine Augen; er kniff den zahnlosen Mund zusammen, und indem er seine knochigen Hände hoch in die Höhe warf, schwur er in der pittoresken Phraseologie des alten Stiles: wenn Chanticleer zum zweitenmal in sein lustiges Horn stiesse, würden entsetzliche Bluttaten geschehen und Mord würde auf leisen Sohlen durchs Haus schleichen.

Kaum hatte er diesen furchtbaren Schwur zu Ende geschworen, als vom roten Ziegeldach eines Bauernhofes der Hahn krähte. Das Gespenst lachte ein langes, dumpfes, bitteres Lachen und wartete. Stunde auf Stunde verrann, aber der Hahn krähte aus irgend einem Grunde nicht wieder. Endlich liess ihn um $^1/_2$8 das Kommen der Hausmädchen seine grausige Nachtwache aufgeben, und er ging nach seinem Zimmer, in tiefen Gedanken über seinen vergeblichen Schwur und sein vereiteltes Vorhaben. Er schlug in verschiedenen alten Ritterbüchern nach, was er ausserordentlich liebte, und fand, dass noch jedesmal, wo dieser Schwur getan, Chanticleer ein zweitesmal gekräht hatte. „Zum Teufel mit dem faulen Hahn," brummte er, „hätte ich doch den Tag erlebt, wo ich mit meinem sicheren Speer ihm durch die Gurgel gefahren wäre, und da würde er, wenn

auch schon im Sterben, für mich zweimal haben krähen müssen!"
Hierauf legte er sich in einem bequemen hölzernen Sarg zur Ruhe und blieb da bis zum späten Abend.

Am folgenden Tage war der Geist noch sehr schwach und müde. Die furchtbaren Aufregungen der letzten vier Wochen fingen an, ihn sehr anzugreifen. Seine Nerven waren völlig kaputt und beim geringsten Geräusch fuhr er erschreckt in die Höhe. Fünf Tage lang blieb er still auf seinem Zimmer und fand sich darein, die ewige Sorge um den Blutfleck in der Bibliothek aufzugeben. Wenn die Familie Otis denselben nicht zu haben wünschte, so war sie ihn auch nicht wert. Das waren überhaupt augenscheinlich Leute von ganz niederer Bildung und völlig unfähig, den symbolischen Wert eines Hausgespenstes zu würdigen. Die Frage nach überirdischen Erscheinungen und der Entwicklung der Himmelskörper war natürlich eine ganz andere, aber die ging ihn nichts an. Seine heilige Pflicht war es, einmal in der Woche auf dem Korridor zu spuken und jeden ersten und dritten Mittwoch im Monat von dem grossen bunten Glasfenster aus in die Halle hinab wirres Zeug zu schwatzen: von diesen beiden Verpflichtungen konnte er sich ehrenhalber nicht frei machen. Gewiss war ja sein Leben ein äusserst böses gewesen, aber anderseits musste man zugeben, dass er in allen Dingen, die mit dem Übernatürlichen zusammenhingen, ausserordentlich gewissenhaft war. Mit dieser Gewissenhaftigkeit wanderte er also an den folgenden drei Freitagen wie gewöhnlich zwischen 12 und 3 Uhr die Korridore auf und ab, gab aber schrecklich darauf acht, dass er weder gehört noch gesehen wurde. Er zog die Stiefel aus und trat so leise wie möglich auf die alten wurmstichigen Böden, er trug einen weiten schwarzen Sammetmantel und gebrauchte den Rising Sun Lubricator gewissenhaft, um seine Ketten damit zu schmieren. Dies letzte Vorsichtsmittel benutzte er, wie ich zugeben muss, erst nach vielen Schwierigkeiten. Eines Abends jedoch, während die Familie gerade beim Essen sass, schlich er sich in Mrs. Otis Schlafzimmer und holte sich die Flasche. Zuerst fühlte er sich wohl ein wenig gedemütigt, aber schliesslich war er doch vernünftig genug, einzusehen, dass diese Erfindung ihren gewissen Wert

hatte, und jedenfalls diente sie bis zu einem gewissen Grade seinen Zwecken. Aber trotz alledem liess man ihn noch immer nicht ganz unbelästigt. Beständig waren Stricke über den Korridor gespannt, über die er im Dunkeln natürlich fiel, und eines Abends, als er gerade als „Schwarzer Isaak oder: der Jäger vom Hogley-Wald“ angezogen war, stürzte er plötzlich heftig zu Boden, weil er auf einer Schleifbahn von Butter, welche die Zwillinge für ihn hergerichtet hatten, ausgeglitten war. Diese letzte Beleidigung machte ihn so wütend, dass er beschloss, noch eine letzte Anstrengung zu machen, um seine Würde und seine gesellschaftliche Stellung zu sichern, und dies sollte damit geschehen, dass er den frechen jungen Etonschülern die nächste Nacht in seiner berühmten Rolle als „Kühner Ruprecht oder: der Graf ohne Kopf“ erscheinen wollte.
Seit mehr als siebenzig Jahren war er nicht in dieser Rolle aufgetreten, seit er damals die hübsche Lady Barbara Modish so damit erschreckt hatte, dass sie plötzlich ihre Verlobung mit dem Grossvater des jetzigen Lord Canterville auflöste und statt dessen mit dem schönen Jack Castletown nach Gretna Green floh, indem sie erklärte, um keinen Preis der Welt in eine Familie hineinheiraten zu wollen, die einem abscheulichen Gespenst erlaube, in der Dämmerung auf der Terrasse spazieren zu gehen. Der arme Jack wurde später vom Lord Canterville im Duell am Wandsworth-Gehölz erschossen und Lady Barbara starb, noch ehe das Jahr vergangen war, in Tunbridge Wells an gebrochenem Herzen; so war also damals sein Erscheinen von grösstem Erfolge gewesen. Aber es war mit dieser Rolle sehr viel Mühe verbunden, wenn ich so sagen darf, in Hinsicht auf eines der grössten Geheimnisse des Übernatürlichen, und er brauchte volle drei Stunden zu den Vorbereitungen. Endlich war alles fertig, und er war sehr zufrieden mit seinem Aussehen. Die grossen ledernen Reitstiefel, die zum Kostüme gehörten, waren ihm zwar ein bisschen zu weit, und er konnte nur eine der beiden grossen Pistolen finden, aber im ganzen genommen war er doch befriedigt von sich, und um ein viertel nach ein Uhr glitt er aus der Wandtäfelung hervor und schlich den Korridor hinab. Als er das Zimmer der Zwillinge erreicht hatte, das, wie ich erwähnen muss, wegen seiner Vorhänge auch das blaue Schlafzimmer genannt wurde, fand er die Tür nur angelehnt. Da er nun

einen effektvollen Eintritt wünschte, so stiess er sie weit auf — schwupp! da fiel ein schwerer Wasserkrug gerade auf ihn herunter und durchnässte ihn bis auf die Haut. Im gleichen Augenblick hörte er unterdrücktes Gelächter vom Bett herkommen. Der Chok, den sein Nervensystem erlitt, war so stark, dass er so schnell er nur konnte nach seinem Zimmer lief; den nächsten Tag lag er an einer heftigen Erkältung fest im Bett. Sein einziger Trost bei der Sache war, dass er seinen Kopf nicht bei sich gehabt hatte, denn wäre dies der Fall gewesen, so hätten die Folgen doch sehr ernste sein können. Jetzt gab er alle Hoffnung auf, diese ordinären Amerikaner überhaupt noch zu erschrecken, und begnügte sich in der Regel damit, in Pantoffel über den Korridor zu schleichen, mit einem dicken rotwollenen Tuch um den Hals, aus Angst vor Zugluft und einer kleinen Armbrust, im Fall ihn die Zwillinge angreifen sollten. Aber der Hauptschlag, der gegen ihn geführt wurde, geschah am 19. September. Er war in die grosse Eingangshalle hingegangen, da er sich dort noch am unbehelligsten wusste und unterhielt sich damit, spöttische Bemerkungen über die lebensgrossen Platin-Photographien des Gesandten und seiner Frau zu machen, welche jetzt an Stelle der Canterville-Ahnenbilder hingen. Er war einfach, aber ordentlich gekleidet, und zwar in ein langes Laken, das da und dort bräunliche Flecken von Kirchhofserde aufwies, hatte seine untere Kinnlade mit einem Stück gelber Leinwand hochgebunden und trug eine kleine Laterne und den Spaten eines Totengräbers. Eigentlich war es das Kostüm von „Jonas, dem Grablosen oder: der Leichenräuber von Chertsey Barn“, eine seiner hervorragendsten Rollen, welche die Cantervilles allen Grund hatten, zu kennen, weil durch sie der ewige Streit mit ihrem Nachbarn, Lord Rufford, verursacht worden war. Es ging so gegen ein viertel auf drei Uhr morgens und allem Anschein nach rührte sich nichts. Als er jedoch langsam nach der Bibliothek schlenderte, um doch mal wieder nach den etwaigen Spuren des Blutflecks zu sehen, da sprangen aus einer dunklen Ecke plötzlich zwei Gestalten hervor, welche ihre Arme wild emporwarfen und ihm „Buh!“ in die Ohren brüllten. Von panischem Schrecken ergriffen, der unter solchen Umständen nur selbstverständlich erscheinen muss, raste er nach der Treppe, wo aber schon Washington mit der grossen Gartenspritze auf ihn wartete; da

er sich nun von seinen Feinden so umzingelt und fast zur Verzweiflung getrieben sah, verschwand er schleunigst in den grossen eisernen Ofen, der zu seinem Glück nicht angesteckt war, und musste nun auf einem höchst beschwerlichen Weg durch Ofenrohre und Kamine nach seinem Zimmer zurück, wo er völlig erschöpft, beschmutzt und verzweifelt ankam. Nach diesem Erlebnis wurde er nie mehr auf einer solchen nächtlichen Expedition betroffen. Die Zwillinge warteten bei den verschiedensten Gelegenheiten auf sein Erscheinen und streuten jede Nacht den Korridor ganz voll Nusschalen, zum grossen Ärger ihrer Eltern und der Dienerschaft, aber es war alles vergebens. Augenscheinlich waren die Gefühle des armen Gespenstes derart verletzt, dass es sich nicht wieder zeigen wollte. In der Folge nahm dann Mr. Otis sein grosses Werk über die Geschichte der demokratischen Partei wieder auf, das ihn schon seit Jahren beschäftigte; Mrs. Otis organisierte ein wunderbares Preis-Kuchen-Backen, das die ganze Grafschaft aufregte; die Jungen gaben sich dem Vergnügen von Lacrosse, Euchre, Poker und andern nationalen amerikanischen Spielen hin; und Virginia ritt auf ihrem hübschen Pony im Park spazieren, begleitet von dem jungen Herzog von Cheshire, der die letzten Wochen der grossen Ferien auf Schloss Canterville verleben durfte. Man nahm allgemein an, dass der Geist das Schloss verlassen habe, ja Mr. Otis schrieb sogar einen Brief in diesem Sinn an Lord Canterville, der in Erwiderung desselben seine grosse Freude über diese Nachricht aussprach und sich der werten Frau Gemahlin auf das angelegentlichste empfehlen liess. Die Familie Otis hatte sich aber getäuscht, denn der Geist war noch im Hause, und obgleich fast ein Schwerkranker, so war er doch keinesfalls entschlossen, die Sache ruhen zu lassen, besonders als er hörte, dass unter den Gästen auch der junge Herzog von Cheshire sich befinde, dessen Gross-Onkel Lord Francis Stilton einst um 1000 Guineen mit Oberst Carbury gewettet hatte, dass er mit dem Geist Würfel spielen wollte, und der am nächsten Morgen im Spielzimmer auf dem Boden liegend in einem Zustand hilfloser Lähmung gefunden wurde. Obgleich er noch ein hohes Alter erreichte, so war er niemals wieder imstande gewesen, etwas anderes als „Zwei Atout“ zu sagen. Die Geschichte war seinerzeit allgemein bekannt, obgleich natürlich aus Rücksicht auf die beiden vornehmen Familien die grössten Anstrengungen

gemacht wurden, sie zu vertuschen, aber der ausführliche Bericht mit allen näheren Umständen ist in dem 3. Band von Lord Sattles „Erinnerungen an den Prinz-Regenten und seine Freunde“ zu finden. Der Geist war natürlich sehr besorgt, zu zeigen, dass er seine Macht über die Stiltons noch nicht verloren hätte, mit denen er ja noch dazu entfernt verwandt war, da seine rechte Cousine in zweiter Ehe mit dem Sieur de Bulkeley vermählt war, von dem, wie allgemein bekannt, die Herzöge von Cheshire abstammen. Demgemäss traf er Vorkehrungen, Virginias kleinem Liebhaber in seiner berühmten Rolle als „Vampir-Mönch oder: der blutlose Benediktiner“ zu erscheinen. Dies war eine so fürchterliche Pantomime, dass Lady Startup an jenem verhängnisvollen Neujahrsabend 1764 vor Schreck von einem Gehirnschlag getroffen wurde, an dem sie nach drei Tagen starb, nachdem sie noch schnell die Cantervilles, ihre nächsten Verwandten enterbt und ihren ganzen Besitz ihrem Londoner Apotheker vermacht hatte. Im letzten Moment aber verhinderte den Geist die Angst vor den Zwillingen, sein Zimmer zu verlassen, und der kleine Herzog schlief friedlich in seinem hohen Himmelbett im königlichen Schlafzimmer und träumte von Virginia.

Wenige Tage später ritten Virginia und ihr goldlockiger junger Ritter über die Brockley-Wiesen spazieren, wo sie beim Springen über eine Hecke ihr Reitkleid derart zerriss, dass sie zu Hause angekommen vorzog, die Hintertreppe hinaufzugehen, um nicht gesehen zu werden. Als sie an dem alten Gobelin-Zimmer vorüberkam, dessen Tür zufällig halb offen stand, meinte sie, jemanden drinnen zu sehen, und da sie ihrer Mama Kammermädchen darin vermutete, die dort zuweilen arbeitete, so ging sie hinein, um gleich ihr Kleid ausbessern zu lassen. Zu ihrer ungeheuren Überraschung war es jedoch das Gespenst von Canterville selber! Es sass am Fenster und beobachtete, wie das matte Gold des vergilbten Laubes durch die Luft flog und die roten Blätter einen wilden Reigen in der langen Allee tanzten. Es hatte den Kopf in die Hand gestützt, und seine ganze Haltung drückte tiefe Niedergeschlagenheit aus. Ja, so verlassen und verfallen sah es aus, dass die kleine Virginia, deren erster Gedanke gewesen war, zu fliehen und

sich in ihr Zimmer einzuschliessen, von Mitleid erfüllt sich entschloss zu bleiben, um es zu trösten. Ihr Schritt war so leicht und seine Melancholie so tief, dass es ihre Gegenwart erst bemerkte, als sie zu ihm sprach. „Sie tun mir so leid," sagte sie, „aber morgen müssen meine Brüder nach Eton zurück, und wenn Sie sich dann wie ein gebildeter Mensch betragen wollen, so wird Sie niemand mehr ärgern."

„Das ist ein einfältiges und ganz unsinniges Verlangen einem Geist gegenüber," antwortete er, indem er erstaunt das hübsche kleine Mädchen ansah, das ihn anzureden wagte. „Ich muss mit meinen Ketten rasseln und durch Schlüssellöcher stöhnen und des Nachts herumwandeln, wenn es das ist, was Sie meinen. Das ist ja mein einziger Lebenszweck."

„Das ist überhaupt kein Lebenszweck, und Sie wissen sehr gut, dass Sie so ein böser schlechter Mensch gewesen sind. Mrs. Umney hat uns am ersten Tag unseres Hierseins gesagt, dass Sie Ihre Frau getötet haben."

„Nun ja, das gebe ich zu," sagte das Gespenst geärgert, „aber das war doch eine reine Familienangelegenheit und ging niemand anderen etwas an."

„Es ist sehr unrecht, jemand umzubringen," sagte Virginia, die zeitweise einen ungemein lieblichen puritanischen Ernst besass, mit dem sie von irgend einem Vorfahren aus Neu-England belastet war.

„O, wie ich die billige Strenge abstrakter Moral hasse! Meine Frau war sehr hässlich, hat mir niemals die Manschetten ordentlich stärken lassen und verstand nichts vom Kochen. Denken Sie nur, einst hatte ich einen Kapitalbock im Hogley-Wald geschossen, und wissen Sie, wie sie ihn auf den Tisch brachte? Aber, das ist ja jetzt ganz gleichgültig, denn es ist lange her, und ich kann nicht finden, dass es nett von ihren Brüdern war, mich zu Tode hungern zu lassen, bloss weil ich sie getötet hatte."

„Sie zu Tode hungern? O, lieber Herr Geist, ich meine Sir Simon, sind Sie hungrig? Ich habe ein Butterbrot bei mir, möchten Sie das haben?"

„Nein, ich danke Ihnen sehr, ich nehme jetzt nie mehr etwas zu mir; aber trotzdem ist es sehr freundlich von Ihnen, und Sie sind überhaupt viel netter als alle anderen Ihrer abscheulich groben, gewöhnlichen, unehrlichen Familie."

„Schweigen Sie!" rief Virginia und stampfte mit dem Fuss, „Sie sind es, der grob, abscheulich und gewöhnlich ist, und was die

Unehrlichkeit betrifft, so wissen Sie sehr wohl, dass Sie mir alle Farben aus meinem Malkasten gestohlen haben, um den lächerlichen Blutfleck in der Bibliothek stets frisch zu machen! Erst nahmen Sie alle die roten, sogar Vermillion, und ich konnte gar keine Sonnenuntergänge mehr malen, dann nahmen Sie smaragdgrün und chromgelb, und schliesslich blieb mir nichts mehr als indigo und chinesisch-weiss, da konnte ich nur noch Mondscheinlandschaften malen, die immer solchen melancholischen Eindruck machen und gar nicht leicht zu malen sind. Ich habe Sie nie verraten, obgleich ich sehr ärgerlich war, und die ganze Sache war ja überhaupt lächerlich; denn wer hat je im Leben von grünen Blutflecken gehört."

„Ja, aber was sollte ich tun," sagte der Geist kleinlaut, „heutzutage ist es so schwer, wirkliches Blut zu bekommen, und als Ihr Bruder nun mit seinem Paragon-Fleckenreiniger anfing, da sah ich wirklich nicht ein, warum ich nicht Ihre Farben nehmen sollte. Was nun die besondere Färbung betrifft, so ist das lediglich Geschmackssache; die Cantervilles z. B. haben blaues Blut, das allerblaueste in England: aber ich weiss, Ihr Amerikaner macht Euch aus dergleichen nichts."

„Darüber wissen Sie gar nichts, und das beste wäre, Sie wanderten aus und vervollkommneten drüben Ihre Bildung. Mein Vater wird nur zu glücklich sein, Ihnen freie Überfahrt zu verschaffen, und wenn auch ein hoher Zoll auf geistige Sachen jeder Art liegt, so wird es doch auf dem Zollamt keine Schwierigkeiten geben, denn die Beamten sind alle Demokraten. Wenn Sie erst mal in New York sind, so garantiere ich Ihnen einen grossen Erfolg. Ich kenne eine Menge Leute, die 1000 Dollars dafür geben würden, einen Grossvater zu haben, und noch unendlich viel mehr für ein Familiengespenst."

„Ich glaube, mir würde Amerika nicht gefallen."

„Wahrscheinlich, weil wir keine Ruinen und Altertümer haben," sagte Virginia spöttisch.

„Keine Ruinen? Keine Altertümer?" erwiderte der Geist, „Sie haben doch Ihre Marine und Ihre Umgangsformen!"

„Guten Abend; ich gehe jetzt und will Papa bitten, den Zwillingen noch extra acht Tage länger Ferien zu geben."

„Bitte gehen Sie nicht, Miss Virginia," rief das Gespenst; „ich bin so einsam und unglücklich und weiss nicht mehr, was ich tun soll. Ich möchte nur schlafen und kann es doch nicht."

„Das ist töricht! Sie brauchen doch nur zu Bett zu gehen und das Licht auszublasen. Manchmal ist es so schwer, wach zu bleiben, besonders in der Kirche, aber beim Einschlafen gibt es doch gar keine Schwierigkeiten. Sogar die kleinen Kinder können das und sind doch gar nicht klug."

„Seit 300 Jahren habe ich nicht mehr geschlafen," sagte das Gespenst traurig, und Virginias schöne blaue Augen öffneten sich weit in grenzenlosem Erstaunen, „seit 300 Jahren habe ich nicht mehr geschlafen, und ich bin so müde."

Virginia wurde auf einmal ganz ernst, und ihre kleinen Lippen zitterten wie Rosenblätter. Sie trat näher zu ihm, kniete sich an seine Seite und sah zu seinem alten gefurchten Gesicht auf.

„Armer, armer Geist," sprach sie leise, „haben Sie denn kein Fleckchen, wo Sie mal schlafen können?"

„Weit hinter jenen Wäldern liegt ein kleiner Garten," sagte der Geist mit verträumter ferner Stimme. „Da wächst langes Gras, da blühen die grossen weissen Sterne des Schierlings, und die Nachtigallen singen die ganze Nacht hindurch. Die ganze lange Nacht singen sie, und der kalte weisse Mond schaut nieder, und die Trauerweide breitet ihre Riesenarme über die Schläfer aus." Virginias Augen füllten sich mit Tränen, und sie verbarg das Gesicht in den Händen.

„Sie meinen den Garten des Todes," flüsterte sie.

„Ja, Tod! der Tod muss so schön sein. In der weichen braunen Erde zu liegen, während das lange Gras über einem hin und her schwankt, und der Stille zu lauschen. Kein Gestern, kein Morgen haben. Die Zeit und das Leben vergessen, im Frieden sein. Sie können mir helfen. Sie können mir die Tore des Todes öffnen, denn auf Ihrer Seite ist stets die Liebe, und die Liebe ist stärker als der Tod."

Virginia zitterte und ein kalter Schauer durchlief sie, und einige Minuten lang war es still. Es schien ihr wie ein angstvoller Traum.

Dann sprach der Geist wieder, und seine Stimme klang wie das Seufzen des Windes.

„Haben Sie je die alte Prophezeiung an dem Fenster in der Bibliothek gelesen?"

„O, wie oft," rief das junge Mädchen aufblickend, „ich kenne sie sehr gut. Sie ist mit verschnörkelten schwarzen Buchstaben geschrieben und schwer zu lesen; es sind nur sechs Zeilen:

„Wenn ein junges Mädchen es dahin bringt,
„dass es sündige Lippen zum Beten zwingt,
„Wenn der dürre Baum unter Blüten sich senkt,
„ein unschuldiges Kind seine Tränen verschenkt,
„Dann wird dies Haus wieder ruhig und still
„und Friede kehrt ein auf Schloss Canterville."

„Aber ich weiss nicht, was das heissen soll?"

„Das heisst: dass Sie für mich über meine Sünden weinen müssen, da ich keine Tränen habe, und für mich für meine Seele beten müssen, da ich keinen Glauben habe, und dann, wenn Sie immer gut und sanft gewesen sind, dann wird der Engel des Todes Erbarmen mit mir haben. Sie werden entsetzliche Gestalten im Dunkeln sehen, Schauriges wird Ihr Ohr vernehmen, aber es wird Ihnen kein Leid geschehen, denn gegen die Reinheit eines Kindes sind die Gewalten der Hölle ohne Macht."

Virginia antwortete nicht, und der Geist rang verzweifelt die Hände, während er auf ihr gesenktes Köpfchen herabsah. Plötzlich erhob sie sich, ganz blass, aber ihre Augen leuchteten. „Ich fürchte mich nicht," sagte sie bestimmt, „ich will den Engel bitten, Erbarmen mit Ihnen zu haben."

Mit einem leisen Freudenausruf stand der Geist auf, ergriff mit altmodischer Galanterie ihre Hand und küsste sie. Seine Finger waren kalt wie Eis, und seine Lippen brannten wie Feuer, aber Virginia zauderte nicht, als er sie durch das dämmerdunkle Zimmer führte. In den verblassten grünen Gobelin waren kleine Jäger gewirkt, die bliesen auf ihren Hörnern und winkten ihr mit den winzigen Händen umzukehren. „Geh zurück, kleine Virginia," riefen sie, „geh zurück!" Aber der Geist fasste ihre Hand fester, und sie schloss die Augen. Greuliche Tiere mit Eidechsenschwänzen und feurigen Augen sahen sie vom Kaminsims an und grinsten: „Nimm dich in acht, Virginia, nimm dich in acht! Vielleicht sieht man dich nie wieder!" Aber der Geist ging noch schneller voran, und Virgina hörte nicht auf die Stimmen. Am Ende des Zimmers hielt das Gespenst an und murmelte einige Worte, die sie nicht verstand. Sie schlug die Augen auf und sah die Wand vor sich verschwinden wie im Nebel, und eine grosse schwarze Höhle tat sich auf. Es wurde ihr eisig kalt, und sie fühlte etwas an ihrem

Kleide zerren. „Schnell, schnell," rief der Geist, „sonst ist es zu spät," und schon hatte sich die Wand hinter ihnen wieder geschlossen, und das Gobelin-Zimmer war leer.

Ungefähr zehn Minuten später tönte der Gong zum Tee und da Virginia nicht herunterkam, schickte Mrs. Otis einen Diener hinauf, sie zu rufen. Nach kurzer Zeit kam er wieder und sagte, dass er Miss Virginia nirgends habe finden können. Da sie um diese Zeit gewöhnlich in den Garten ging, um Blumen für den Mittagstisch zu pflücken, so war Mrs. Otis zuerst gar nicht weiter besorgt, aber als es sechs Uhr schlug und Virginia immer noch nicht da war, wurde sie doch unruhig und schickte die Jungen aus, sie zu suchen, während sie und Mr. Otis das ganze Haus abgingen. Um halb sieben kamen die Jungen wieder und berichteten, sie hätten nirgends auch nur eine Spur von ihrer Schwester entdecken können. Jetzt waren alle auf das äusserste beunruhigt und wussten nicht mehr, was sie tun sollten, als Mr. Otis sich plötzlich darauf besann, dass er vor einigen Tagen einer Zigeunerbande erlaubt habe, im Park zu übernachten. So machte er sich denn sofort auf nach Blackfell Hollow, wo sich die Bande, wie er wusste, jetzt aufhielt, und sein ältester Sohn und zwei Bauernburschen begleiteten ihn. Der kleine Herzog von Cheshire, der vor Angst ganz ausser sich war, bat inständigst sich anschliessen zu dürfen, aber Mr. Otis wollte es ihm nicht erlauben, da er fürchtete, der junge Herr würde in seiner Aufregung nur stören. Als sie jedoch an die gesuchte Stelle kamen, waren die Zigeuner fort und zwar war ihr Abschied augenscheinlich ein sehr rascher gewesen, wie das noch brennende Feuer und einige auf dem Grase liegende Teller anzeigten. Nachdem er Washington weiter auf die Suche geschickt hatte, eilte Mr. Otis heim, und sandte Depeschen an alle Polizei-Posten der Grafschaft, in denen er sie ersuchte, nach einem kleinen Mädchen zu forschen, das von Landstreichern oder Zigeunern entführt worden sei. Dann liess er sein Pferd satteln, und nachdem er darauf bestanden hatte, dass seine Frau und die beiden Jungen sich zu Tisch setzten, ritt er mit seinem Groom nach Ascot. Aber kaum hatte er ein paar Meilen zurückgelegt, als er jemand hinter sich her galoppieren hörte; es war

der junge Herzog, der auf seinem Pony mit erhitztem Gesichte und ohne Hut hinter ihm herkam. „Ich bitte um Verzeihung, Mr. Otis“, sagte er atemlos, „aber ich kann nicht zu Abend essen, so lange Virginia nicht gefunden ist. Bitte seien Sie mir nicht böse; wenn Sie voriges Jahr Ihre Einwilligung zu unserer Verlobung gegeben hätten, so würde all' diese Sorge uns erspart geblieben sein. Sie schicken mich nicht zurück, nicht wahr? Ich gehe auf jeden Fall mit Ihnen!“
Der Gesandte musste lächeln über den hübschen Jungen und war wirklich gerührt über seine Liebe zu Virginia; so lehnte er sich denn zu ihm hinüber, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sagte: „Nun, gut, Cecil, wenn Sie nicht umkehren wollen, so müssen Sie mit mir kommen, aber dann muss ich Ihnen in Ascot erst einen Hut kaufen.“
„Ach, zum Teufel mit meinem Hut! Ich will Virginia wieder haben!“ rief der kleine Herzog lachend, und sie ritten weiter nach der Bahnstation. Dort erkundigte sich Mr. Otis bei dem Stationsvorstand, ob nicht eine junge Dame auf dem Perron gesehen worden sei, auf welche die Beschreibung von Virginia passe, aber er konnte nichts über sie erfahren. Der Stationsvorstand telegraphierte auf der Strecke hinauf und hinunter und versicherte Mr. Otis, dass man auf das gewissenhafteste recherchieren werde; und nachdem Mr. Otis noch bei einem Schnittwarenhändler, der eben seinen Laden schliessen wollte, dem jungen Herzog einen Hut gekauft hatte, ritten sie nach Berley weiter, einem Dorf, das ungefähr vier Meilen entfernt lag und bei dem die Zigeuner besonders gern ihr Lager aufschlugen, weil es bei einer grossen Wiese lag. Hier weckten sie den Gendarmen, konnten aber nichts von ihm in Erfahrung bringen; und nachdem sie die ganze Gegend abgesucht hatten, mussten sie sich schliesslich unverrichteter Dinge auf den Heimweg machen und erreichten todmüde und gebrochenen Herzens um elf Uhr wieder das Schloss. Sie fanden Washington und die Zwillinge am Tor, wo sie mit Laternen gewartet hatten, weil die Allee so dunkel war. Nicht die geringste Spur von Virginia hatte man bisher entdecken können. Man hatte die Zigeuner auf den Wiesen von Brockley eingeholt, aber sie war nicht bei ihnen, und die Zigeuner hatten ihre plötzliche Abreise damit erklärt, dass sie eiligst auf den Jahrmarkt von Chorton hätten müssen, um dort nicht zu spät anzukommen. Es hatte ihnen wirklich herzlich leid getan, von Virginias Verschwinden

zu hören, und da sie Mr. Otis dankbar waren, weil er ihnen den Aufenthalt in seinem Park gestattet hatte, so waren vier von der Bande mit zurückgekommen, um sich an der Suche zu beteiligen. Man liess den Karpfenteich ab und durchsuchte jeden Winkel im Schloss — alles ohne Erfolg. Es war kein Zweifel, Virginia war, wenigstens für diese Nacht, verloren. In tiefster Niedergeschlagenheit kehrten Mr. Otis und die Jungen in das Haus zurück, während der Groom mit den beiden Pferden und dem Pony folgte. In der Halle standen alle Dienstboten aufgeregt beieinander, und auf einem Sofa in der Bibliothek lag die arme Mrs. Otis, die vor Schrecken und Angst fast den Verstand verloren hatte und der die gute alte Haushälterin die Stirn mit Eau de Cologne wusch. Mr. Otis bestand darauf, dass sie etwas esse, und bestellte das Diner für die ganze Familie. Es war eine trübselige Mahlzeit, wo kaum einer ein Wort sprach; sogar die Zwillinge waren vor Schrecken stumm, denn sie liebten ihre Schwester sehr. Als man fertig war, schickte Mr. Otis trotz der dringenden Bitten des jungen Herzogs alle zu Bett, indem er erklärte, dass man jetzt in der Nacht ja doch nichts mehr tun könne, und am nächsten Morgen wolle er sofort nach Scotland Yard telegraphieren, dass man ihnen mehrere Detektives schicken solle. Gerade als man den Speisesaal verliess, schlug die grosse Turmuhr Mitternacht, und als der letzte Schlag verklungen war, hörte man plötzlich ein furchtbares Gepolter und einen durchdringenden Schrei; ein wilder Donner erschütterte das Haus in seinem Grunde, ein Strom von überirdischer Musik durchzog die Luft, die Wandtäfelung oben an der Treppe flog mit tosendem Lärm zur Seite und in der Öffnung stand, blass und weiss, mit einer kleinen Schatulle in der Hand — Virginia! Im Nu waren alle zu ihr hinaufgestürmt. Mrs. Otis presste sie leidenschaftlich in ihre Arme, der Herzog erstickte sie fast mit seinen Küssen, und die Zwillinge vollführten einen wilden Indianertanz um die Gruppe herum.
„Mein Gott! Kind, wo bist du nur gewesen?“ rief Mr. Otis fast etwas ärgerlich, da er glaubte, sie habe sich einen törichten Scherz mit ihnen erlaubt, „Cecil und ich sind meilenweit über Land geritten, dich zu suchen, und deine Mutter hat sich zu Tode geängstigt. Du musst nie wieder solche dumme Streiche machen.“
„Nur das Gespenst darfst du foppen, nur das Gespenst!“ schrien die Zwillinge und sprangen umher wie verrückt. „Mein Liebling, Gott

sei Dank, dass wir dich wieder haben, du darfst nie wieder von meiner Seite," sagte Mrs. Otis zärtlich, während sie die zitternde Virginia küsste und ihr die langen zerzausten Locken glatt strich.

„Papa," sagte Virginia ruhig, „ich war bei dem Gespenst. Es ist tot, und du musst kommen es zu sehen. Es ist in seinem Leben ein schlechter Mensch gewesen, aber es hat alle seine Sünden bereut, und ehe es starb, gab es mir diese Schatulle mit sehr kostbaren Juwelen."

Die ganze Familie starrte sie lautlos verwundert an, aber sie sprach in vollem Ernst, wandte sich um und führte sie durch die Öffnung in der Wandtäfelung einen engen geheimen Korridor entlang; Washington folgte mit einem Licht, das er vom Tisch genommen hatte. Endlich gelangten sie zu einer schweren eichenen Tür, die ganz mit rostigen Nägeln beschlagen war. Als Virginia sie berührte, flog sie in ihren schweren Angeln zurück, und man befand sich in einem kleinen niedrigen Zimmer mit gewölbter Decke und einem vergitterten Fenster; ein schwerer eiserner Ring war in die Wand eingelassen und daran angekettet lag ein riesiges Skelett, das der Länge nach auf dem steinernen Boden ausgestreckt war und mit seinen langen fleischlosen Fingern nach einem altmodischen Krug und Teller zu greifen versuchte, die man aber gerade so weit gestellt hatte, dass die Hand sie nicht erreichen konnte. Der Krug war wohl einmal mit Wasser gefüllt gewesen, denn innen war er ganz mit grünem Schimmel überzogen. Auf dem Zinnteller lag nur ein Häufchen Staub.

Virginia kniete neben dem Skelett nieder, faltete ihre kleinen Hände und betete still, während die übrigen mit Staunen die grausige Tragödie betrachteten, deren Geheimnis ihnen nun enthüllt war.

„Schaut doch!" rief plötzlich einer der Zwillinge, der aus dem Fenster gesehen hatte, um sich über die Lage des Zimmers zu orientieren. „Schaut doch! der alte verdorrte Mandelbaum blüht ja! Ich kann die Blüten ganz deutlich im Mondlicht sehn."

„Gott hat ihm vergeben!" sagte Virginia ernst, als sie sich erhob und ihr Gesicht strahlte in unschuldiger Freude.

„Du bist ein Engel!" rief der junge Herzog, schloss sie in seine Arme und küsste sie.

Vier Tage nach diesen höchst wunderbaren Ereignissen verliess ein Trauerzug nachts um elf Uhr Schloss Canterville. Den Leichenwagen zogen acht schwarze Pferde, von denen jedes einen grossen

Panaché von nickenden Straussenfedern auf dem Kopfe trug, und der eiserne Sarg war mit einer kostbaren purpurnen Decke verhangen, auf welcher das Wappen derer von Canterville in Gold gestickt war. Neben dem Wagen her schritten die Diener mit brennenden Fackeln, und der ganze Zug machte einen äusserst feierlichen Eindruck. Lord Canterville als der Hauptleidtragende war zu diesem Begräbnis extra von Walls gekommen und sass im ersten Wagen neben der kleinen Virginia. Dann kam der Gesandte der Vereinigten Staaten und seine Gemahlin, danach Washington und die zwei Jungen, und im letzten Wagen sass Mrs. Umney, die alte Wirtschafterin ganz allein. Man hatte die Empfindung gehabt, dass sie, nachdem sie mehr als fünfzig Jahre ihres Lebens durch das Gespenst erschreckt worden war, nun auch ein Recht hätte, seiner Beerdigung beizuwohnen. In der Ecke des Friedhofes war ein tiefes Grab gegraben, gerade unter der Trauerweide, und Hochwürden Augustus Dampier hielt eine höchst eindrucksvolle Grabrede. Als die Ceremonie vorüber war, löschten die Diener, einer alten Familiensitte der Canterville gemäss, ihre Fackeln aus, und während der Sarg in das Grab hinuntergelassen wurde, trat Virginia vor und legte ein grosses Kreuz aus weissen und roten Mandelblüten darauf nieder. Inzwischen kam der Mond hinter einer Wolke hervor und übersilberte den kleinen Friedhof, und im Gebüsch flötete eine Nachtigall. Virginia dachte an des Gespenstes Beschreibung vom Garten des Todes, ihre Augen füllten sich mit Tränen, und sie sprach auf der Rückfahrt nicht ein Wort.

Am nächsten Morgen hatte Mr. Otis mit Lord Canterville, vor dessen Rückkehr nach London eine Unterredung wegen der Juwelen, welche das Gespenst Virginia gegeben hatte. Sie waren von ganz hervorragender Schönheit, besonders ein Halsschmuck von Rubinen in alt-venezianischer Fassung, ein Meisterwerk der Kunst des sechzehnten Jahrhunderts, und so wertvoll, dass Mr. Otis zögerte, seiner Tochter zu erlauben, sie anzunehmen. „Mylord," sagte er, „ich weiss sehr wohl, dass sich in diesem Lande die Erbfolge ebensowohl auf den Familienschmuck wie auf den Grundbesitz erstreckt, und ich bin dessen ganz sicher, dass diese Juwelen ein Erbstück Ihrer Familie sind oder doch sein sollten. Ich muss Sie demgemäss bitten, die Pretiosen mit nach London zu nehmen und sie lediglich als einen Teil Ihres Eigentums zu betrachten, der unter

allerdings höchst wunderbaren Umständen wieder in Ihren Besitz zurückgelangt ist. Was meine Tochter betrifft, so ist dieselbe ja noch ein Kind, und hat, wie ich mich freue sagen zu können, nur wenig Interesse an solchen Luxusgegenständen. Mrs. Otis, die, wie man wohl sagen kann, eine Autorität in Kunstsachen ist — da sie den grossen Vorzug genossen hat, als junges Mädchen mehrere Winter in Boston zu verleben — Mrs. Otis sagte mir, dass diese Juwelen einen sehr bedeutenden Wert repräsentieren und sich ganz vorzüglich verkaufen würden. Unter diesen Umständen bin ich überzeugt, Lord Canterville, dass Sie einsehen werden, wie unmöglich es für mich ist, einem Mitglied meiner Familie zu erlauben, in dem Besitz der Juwelen zu bleiben, und endlich ist dieser eitle Putz und Tand und dieses glänzende Spielzeug, so passend und notwendig es auch zur Würde der britischen Aristokratie zu gehören scheint, doch unter jenen niemals recht am Platze, die in den strengen und wie ich bestimmt glaube, unsterblichen Grundsätzen republikanischer Einfachheit erzogen sind. Vielleicht sollte ich noch erwähnen, dass Virginia sehr gern die Schatulle selbst behalten möchte, als Erinnerung an Ihren unglücklichen irregeleiteten Vorfahren. Da selbe sehr alt und in einem Zustande grosser Reparaturbedürftigkeit zu sein scheint, so werden Sie es vielleicht angemessen finden, der Bitte meiner Kleinen zu willfahren. Ich für mein Teil muss allerdings gestehen, dass ich ausserordentlich erstaunt bin, eins von meinen Kindern Sympathie mit dem Mittelalter in irgend einer Gestalt empfinden zu sehen, und ich kann mir das nicht anders als dadurch erklären, dass Virginia in einer Ihrer Londoner Vorstädte geboren wurde, kurz nachdem Mrs. Otis von einer Reise nach Athen zurückgekehrt war." — Lord Canterville hörte der langen Rede des würdigen Gesandten aufmerksam zu, während er sich ab und zu den langen grauen Schnurrbart strich, um ein unwillkürliches Lächeln zu verbergen; und als Mr. Otis schwieg, schüttelte er ihm herzlich die Hand und sagte: „Mein lieber Mr. Otis, Ihre entzückende kleine Tochter hat meinem unglücklichen Vorfahren, Sir Simon, einen höchst wichtigen Dienst geleistet, und meine Familie und ich sind ihr für den bewiesenen erstaunlichen Mut zu sehr grossem Dank verpflichtet. Ganz zweifellos sind die Juwelen Miss Virginias Eigentum und wahrhaftig, ich

glaube, wäre ich herzlos genug, sie ihr fortzunehmen, der böse alte Bursche würde noch diese Woche wieder aus seinem Grabe aufstehen und mir das Leben hier zur Hölle machen. Und was den Begriff Erbstück anbelangt, so ist nichts ein Erbstück, was nicht mit diesem Ausdruck in einem Testament oder sonst einem rechtskräftigen Schriftstück also bezeichnet ist, und von der Existenz dieser Juwelen ist nichts bekannt gewesen. Ich versichere Ihnen, dass ich nicht mehr Anspruch auf sie habe, als Ihr Kammerdiener, und wenn Miss Virginia erwachsen ist, so wird sie, meine ich, doch ganz gern solche hübsche Sachen tragen. Ausserdem vergessen Sie ganz, Mr. Otis, dass Sie ja damals die ganze Einrichtung und das Gespenst mit dazu übernommen haben, und alles, was zu dem Besitztum des Gespenstes gehörte, wurde damit Ihr Eigentum, und was auch Sir Simon für eine merkwürdige Tätigkeit nachts auf dem Korridor entfaltet haben mag, vom Standpunkt des Gesetzes aus war er absolut tot und somit erwarben Sie durch Kauf sein Eigentum."

Mr. Otis war anfangs wirklich verstimmt, dass Lord Canterville auf sein Verlangen nicht eingehen wollte, und bat ihn, seine Entscheidung nochmals zu überlegen, aber der gutmütige Lord war fest entschlossen und überredete schliesslich den Gesandten, seiner Tochter doch zu erlauben, das Geschenk des Gespenstes zu behalten, und als im Frühjahr 1860 die junge Herzogin von Cheshire bei Gelegenheit ihrer Hochzeit bei Hofe vorgestellt wurde, erregten ihre Juwelen die allgemeine Aufmerksamkeit. Denn Virginia bekam wirklich und tatsächlich eine Krone in ihr Wappen, was die Belohnung für alle braven kleinen Amerikanerinnen ist, und heiratete ihren jugendlichen Bewerber, sobald sie mündig geworden war. Sie waren ein so entzückendes Paar und liebten einander so sehr, dass jeder sich über die Heirat freute, jeder ausser der Herzogin von Dumbleton — die den jungen Herzog gern für eine ihrer sieben unverheirateten Töchter gekapert hätte und nicht weniger als drei sehr teure Diners zu dem Zweck gegeben hatte — und wunderbarerweise auch ausser Mr. Otis selber. Mr. Otis hatte den jungen Herzog persönlich sehr gern, aber in der Theorie waren ihm alle Titel zuwider und „war er", um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „nicht ohne Besorgnis, dass inmitten der entnervenden Einflüsse der vergnügungssüchtigen englischen Aristokratie die einzigwahren

Grundsätze republikanischer Einfachheit vergessen werden würden." Sein Widerstand wurde jedoch völlig besiegt und ich glaube, dass es, als er in St. Georges Honover Square mit seiner Tochter am Arm durch die Kirche schritt, keinen stolzeren Mann in ganz England gab als ihn. Der Herzog und seine junge Frau kamen nach den Flitterwochen auf Schloss Canterville, und am Tage nach ihrer Ankunft gingen sie des Nachmittags zu dem kleinen einsamen Friedhof unter den Tannen. Man hatte erst über die Inschrift auf Sir Simons Grabstein nicht schlüssig werden können, und nach vielen Schwierigkeiten war dann entschieden worden, nur die Initialen seines Namens und den Vers vom Fenster der Bibliothek eingravieren zu lassen. Die Herzogin hatte wundervolle Rosen mitgebracht, die sie auf das Grab streute, und nachdem sie eine Zeitlang still gestanden hatten, schlenderten sie weiter zu der halbverfallenen Kanzel in der alten Abtei. Dort setzte sich Virginia auf eine der umgestürzten Säulen; ihr Mann legte sich ihr zu Füssen in das Gras, rauchte eine Zigarette und blickte ihr verliebt und glücklich in die schönen Augen. Plötzlich warf er seine Zigarette fort, ergriff ihre Hand und sagte: „Virginia, eine Frau sollte keine Geheimnisse vor ihrem Mann haben!"

„Aber lieber Cecil! Ich habe doch keine Geheimnisse vor dir."

„Doch, das hast du," antwortete er lächelnd, „du hast mir nie gesagt, was dir begegnet ist, als du mit dem Gespenst verschwunden warst."

„Das habe ich niemandem gesagt," sagte Virginia ernst.

„Das weiss ich, aber du könntest es mir jetzt doch sagen."

„Bitte verlange das nicht von mir, Cecil, denn ich kann es dir nicht sagen ... Der arme Sir Simon! Ich bin ihm zu so grossem Danke verpflichtet. Ja, da brauchst du nicht zu lachen, Cecil, es ist wirklich wahr. Er hat mich einsehen gelehrt, was das Leben ist und was der Tod bedeutet und warum die Liebe stärker ist als beide zusammen."

Der Herzog stand auf und küsste seine junge Frau sehr zärtlich.

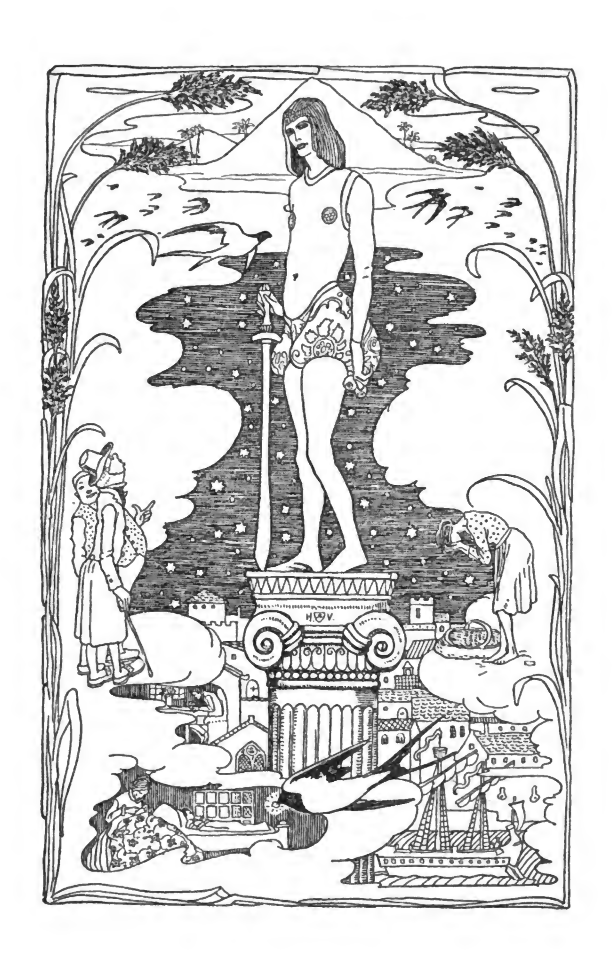
„Du kannst dein Geheimnis behalten, so lange mir nur dein Herz gehört," sagte er leise.

„Das Herz hat dir schon immer gehört, Cecil."

„Aber unsern Kindern wirst du einst dein Geheimnis sagen, nicht wahr?"

Virginia errötete . .

DER GLÜCKLICHE PRINZ


H V.


HOCH über der Stadt stand auf einer mächtigen Säule die Statue des glücklichen Prinzen. Sie war über und über mit dünnen Goldblättchen bedeckt, statt der Augen hatte sie zwei glänzende Saphire, und ein grosser roter Rubin leuchtete auf seiner Schwertscheide.

Alles bestaunte und bewunderte ihn sehr. „Er ist so schön wie ein Wetterhahn,“ bemerkte einer der Stadträte, der darauf aus war, für einen in Kunstdingen geschmackvollen Mann zu gelten; „bloss nicht ganz so nützlich,“ fügte er hinzu, da er fürchtete, man könnte ihn sonst für unpraktisch halten, was er durchaus nicht war.

„Warum bist du nicht wie der glückliche Prinz?“ fragte eine empfindsame Mutter ihren kleinen Jungen, der weinend nach dem Mond verlangte. „Dem glücklichen Prinzen fällt es nie ein, um etwas zu weinen.“

„Ich bin froh, dass es wenigstens einen gibt, der in dieser Welt ganz glücklich ist,“ sagte leise ein Enttäuschter mit einem Blick auf das wundervolle Standbild.

„Er sieht genau aus wie ein Engel,“ sagten die Waisenkinder, als sie in ihren purpurroten Mänteln und sauberen Vorstecklätzchen aus der Kathedrale kamen.

„Wie könnt ihr das wissen?“ fragte der Mathematiklehrer, „ihr habt doch nie einen gesehen.“

„Oh doch im Traum,“ antworteten die Kinder; und der Mathematiklehrer runzelte die Stirn und machte ein sehr strenges Gesicht, denn er billigte Kinderträume nicht.

Da flog eines Nachts ein kleiner Schwälberich über die Stadt. Seine Freunde waren schon vor sechs Wochen nach Ägypten gezogen, aber er war zurückgeblieben, weil er sich in eine ganz wunderschöne Schilfrispe verliebt hatte. Ganz zeitig im Frühling hatte der Schwälberich die Rispe zum erstenmal gesehen, als er gerade hinter einer grossen gelben Motte her über den Fluss flog, und war von der Schlankheit der Rispe so entzückt gewesen, dass er Halt gemacht hatte, um mit ihr zu plaudern.

„Soll ich dich lieben?“ fragte der Schwälberich, der es liebte, immer gleich gerade auf sein Ziel loszugehen. Und die Schilfrispe verneigte sich tief vor ihm. So flog er immer und immer um die Schlanke herum, rührte leicht das Wasser mit seinen Flügeln und machte kleine silberne Wellen darauf. Das war die Art, wie er warb, und es dauerte den ganzen Sommer hindurch.

„Das ist ein lächerliches Attachement,“ zwitscherten die andern Schwalben, „die Schilfrispe hat gar kein Vermögen und viel zu viel Verwandte;“ und in der Tat war der Fluss ganz voll von Schilf. Als dann der Herbst kam, flogen sie alle davon.

Als sie fort waren, fühlte sich der Schwälberich einsam und fing an, seiner romantischen Liebe überdrüssig zu werden. „Sie kann sich gar nicht unterhalten,“ sagte er, „und ich fürchte, sie ist eine Kokette, denn sie flirtet immer mit dem Wind.“ Wirklich machte die Schilfrispe, so oft der Wind blies, die graziösesten Verbeugungen.

„Ich gebe gerne zu, dass sie sehr häuslich ist,“ fuhr er fort, „aber ich liebe das Reisen, und deshalb soll meine Frau es auch lieben.“

„Willst du mit mir fort?“ fragte der Vogel endlich die Rispe; die aber schüttelte den Kopf — sie hing so sehr an der Heimat.

„Du hast mit mir gespielt,“ rief da der Schwälberich, „ich mache mich auf nach den Pyramiden. Leb wohl!“ Und flog davon.

Den ganzen Tag über flog er und erreichte gegen Abend die Stadt. „Wo soll ich absteigen?“ sagte er; „hoffentlich hat die Stadt Vorbereitungen getroffen.“

Da sah er das Standbild auf der hohen Säule. „Hier will ich absteigen,“ rief er, „es hat eine hübsche Lage und viel frische Luft.“ Und damit liess er sich gerade zwischen den Füssen des glücklichen Prinzen nieder.

„Ich habe ein goldenes Schlafzimmer,“ sagte er wohlgefällig zu sich selber, während er herumschaute und sich anschickte schlafen zu gehen; aber gerade, als er seinen Kopf unter seinen Flügel stecken wollte, fiel ein grosser Regentropfen auf ihn nieder. „Wie sonderbar!“ rief er, „am Himmel ist nicht das kleinste Wölkchen, die Sterne sind hell und leuchten und doch regnet

es. Das Klima im nördlichen Europa ist schon wirklich abscheulich. Die Schilfrispe liebte ja den Regen sehr, aber das war bloss ihr Egoismus."

Da fiel ein zweiter Tropfen.

„Was für einen Zweck hat dann eigentlich eine Statue, wenn sie nicht den Regen abhalten kann?" sagte der Vogel; „ich muss mich lieber nach einem guten Schornstein umsehen," und er wollte schon fortfliegen.

Doch bevor er noch seine Flügel ausgebreitet hatte, fiel ein dritter Tropfen; er schaute in die Höhe und sah — ja, was sah er?

Die Augen des glücklichen Prinzen waren voll Tränen, und Tränen liefen ihm über die goldenen Wangen. Sein Gesicht war so wunderschön im Mondlicht, dass den Schwälberich das Mitleid fasste.

„Wer bist du?" sagte er.

„Ich bin der glückliche Prinz."

„Weshalb weinst du denn?" fragte der Vogel. „Du hast mich ganz nass gemacht."

„Als ich noch am Leben war und ein Menschenherz hatte," antwortete die Statue, „da wusste ich nicht, was Tränen sind, denn ich lebte in dem Palast Ohnesorg, in den die Sorge keinen Zutritt hat. Tagüber spielte ich mit meinen Gefährten im Garten und des Abends führte ich den Tanz in der grossen Halle. Rund um den Garten lief eine sehr hohe Mauer, aber nie dachte ich daran, zu fragen, was wohl dahinter läge, so schön war alles um mich her. Meine Höflinge nannten mich den glücklichen Prinzen, und glücklich war ich in der Tat, wenn Vergnügen Glück bedeutet. So lebte ich und so starb ich. Und nun, da ich tot bin, haben sie mich hier hinauf gestellt, so hoch, dass ich alle Hässlichkeit und alles Elend meiner Stadt sehen kann, und wenn auch mein Herz von Blei ist, kann ich nicht anders als weinen."

„Wie, es ist nicht von echtem Gold?" sprach der Vogel zu sich. Denn er war zu höflich, als dass er eine persönliche Bemerkung laut gemacht hätte.

„Weit fern von hier," fuhr die Statue mit einer leisen, melodischen Stimme fort, „weit fern von hier in einer kleinen schmalen Gasse steht ein armseliges Haus. Eins der Fenster ist offen, und so sehe ich eine Frau am Tische sitzen. Ihr Gesicht ist mager und

verhärmt, und sie hat rauhe rote Hände, nadelzerstochen, denn sie ist eine Näherin. Sie stickt Passionsblumen in ein Seidenkleid, das die schönste von den Ehrendamen der Königin am nächsten Hofball tragen soll. In einem Winkel des Zimmers liegt ihr kleiner Junge krank im Bett. Er fiebert und verlangt nach Pomeranzen. Die Mutter kann ihm nichts mehr geben als Wasser aus dem Fluss, und daher weint er. Vogel, Vogel, kleiner Vogel, willst du ihr nicht den Rubin aus meiner Schwertscheide hinbringen? Meine Füsse sind an den Sockel befestigt, und ich kann mich nicht bewegen."

„Man erwartet mich in Ägypten," sagte der Schwälberich. „Meine Freunde fliegen den Nil auf und nieder und unterhalten sich mit den grossen Lotosblüten. Bald werden sie sich im Grab des grossen Königs schlafen legen. Er ist in gelbes Linnen gehüllt und mit Spezereien einbalsamiert. Um seinen Hals liegt eine Kette aus blassgrünem Nephrit, und seine Hände sind wie vertrocknete Blätter."

„Vogel, Vogel, kleiner Vogel," sagte der Prinz, „willst du nicht diese eine Nacht bei mir bleiben und mein Bote sein? Der Knabe ist so durstig und die Mutter so traurig."

„Ich glaube, ich mache mir nichts aus Knaben," antwortete der Schwälberich. „Als ich letzten Sommer am Fluss wohnte, da waren so rohe Buben, des Müllers Söhne, die immer Steine nach mir warfen. Getroffen haben sie mich natürlich nie, denn wir Schwalben fliegen dafür viel zu gut, und ich stamme zudem aus einer Familie, die wegen ihrer Behendigkeit berühmt ist; aber es war doch immerhin ein Zeichen von Respektlosigkeit."

Aber der glückliche Prinz sah so traurig, dass es den kleinen Schwälberich bekümmerte. „Es ist sehr kalt hier," sagte er, „aber ich will trotzdem diese eine Nacht bei dir bleiben und dein Bote sein."

„Ich danke dir, kleiner Vogel," sagte der Prinz.

So pickte der Schwälberich aus des Prinzen Schwert den grossen Rubin und flog mit ihm weg über die Dächer der Stadt und trug ihn im Schnabel.

Er flog an dem Turm des Domes vorbei, auf dem die weissen Marmorengel stehen. Er flog über den Palast hin und hörte die

Musik von Tanzweisen. Ein schönes Mädchen trat mit seinem Geliebten auf den Balkon hinaus. „Wie wundervoll die Sterne sind," sagte er zu ihr, „und wie wunderbar die Macht der Liebe!" „Hoffentlich wird mein Kleid zum Staatsball fertig," antwortete sie, „ich lasse mir Passionsblumen darauf sticken; aber die Schneiderinnen sind so faul."

Er flog über den Fluss und sah die Laternen an den Schiffsmasten. Er flog über das Ghetto und sah die alten Juden miteinander handeln und auf kupfernen Wagen das Geld wiegen. Endlich erreichte er das armselige Haus und schaute hinein. Der Knabe warf sich fiebernd, und die Mutter war vor Müdigkeit eingeschlafen. Hinein ins Zimmer hüpfte der Schwälberich und legte den Rubin auf den Tisch gerade neben den Fingerhut der Frau. Dann kreiste er leise um das Bett und fächelte des Jungen Stirn mit den Flügeln. „Wie kühl mir ist," sagte der Knabe, „ich glaube, es wird mir besser," und er sank in einen köstlichen Schlaf. Darauf flog der Schwälberich zurück zu dem glücklichen Prinzen und erzählte ihm, was er getan. „Merkwürdig," sagte er, „mir ist mit einemmal ganz warm geworden, obgleich es so kalt ist."

„Das kommt von deiner guten Tat," sagte der Prinz. Und der kleine Vogel begann darüber nachzudenken und schlief ein. Denken machte ihn immer schläfrig.

Als der Tag anbrach, flog der Vogel hinab zum Fluss und nahm ein Bad. „Was ein bemerkenswertes Phänomenon," sagte der Professor der Ornithologie, während er über die Brücke ging, „eine Schwalbe im Winter!" Und er schrieb darüber einen langen Brief an die Lokalzeitung. Alles sprach von diesem Aufsatz, der so wortreich war, dass niemand ihn verstehen konnte.

„Heut nacht mach ich mich auf nach Ägypten," sagte der Schwälberich und war hochvergnügt bei dem Gedanken. Er besuchte alle Denkmäler und öffentlichen Bauwerke der Stadt und sass lange auf der Kirchturmspitze. Wo immer er hinkam, da piepten die Spatzen und einer sagte zum andern: „Was für ein vornehmer Fremder!" und dabei amüsierte sich der Schwälberich sehr.

Als der Mond aufging, flog er zurück zu dem glücklichen Prinzen. „Hast du irgendwelche Aufträge für Ägypten?" rief er, „ich reise gerade dahin ab."

„Vogel, Vogel, kleiner Vogel,“ sagte der Prinz, „willst du nicht noch eine Nacht bei mir bleiben?“

„Ich werde in Ägypten erwartet,“ antwortete der Schwälberich. „Morgen fliegen meine Gefährten zum zweiten Katarakt hinauf. Dort liegt das Nilpferd unter den Binsen und auf einem grossen granitnen Thron sitzt der Gott Memmon. Die ganze Nacht lang blickt er zu den Sternen, und wenn der Morgenstern aufglänzt, stösst er einen langen Freudenschrei aus, und dann ist er wieder still. Zu Mittag kommen die gelben Löwen ans Flussufer, um zu trinken. Sie haben Augen wie grüne Berylle, und ihr Gebrüll übertönt das Brüllen des Katarakts.“

„Vogel, Vogel, mein kleiner Vogel,“ sagte der Prinz, „weit weg über der Stadt sehe ich einen jungen Mann in einer Dachstube. Er lehnt sich über einen mit Papieren bedeckten Tisch und neben ihm steht in einem Wasserglase ein kleiner Strauss verwelkter Veilchen. Sein Haar ist braun und gelockt, seine Lippen sind rot wie eine Granatblüte, und er hat grosse und träumerische Augen. Er versucht, ein Schauspiel fertig zu schreiben, aber er kann nicht weiter vor Kälte. Es ist kein Feuer im Ofen und der Hunger hat ihn ohnmächtig gemacht.“

„Ich will noch eine Nacht länger bei dir bleiben,“ sagte der Schwälberich, der eigentlich ein gutes Herz hatte. „Soll ich ihm auch einen Rubin bringen?“

„Ach! Ich habe keinen Rubin mehr,“ sagte der Prinz, „nur meine Augen sind mir noch geblieben. Sie sind aus seltenen Saphiren gemacht, die man vor tausend Jahren aus Indien gebracht hat. Picke eines heraus und bring es ihm. Er wird es an einen Juwelier verkaufen und sich dafür Essen und Feuerung verschaffen und sein Stück beenden.“

„Lieber Prinz,“ sagte der Schwälberich, „das kann ich nicht tun;“ und er begann zu weinen.

„Vogel, Vogel, kleiner Vogel,“ sagte der Prinz, „tu wie ich dich heisse.“

Also pickte der Schwälberich dem Prinzen das Auge aus und flog zur Dachkammer des Studenten. Es war nicht schwer hineinzukommen, denn es war ein Loch im Dach. Durch das schlüpfte der Vogel in die kleine Stube. Der Jüngling hielt den Kopf in

die Hände vergraben und so hörte er nicht das Flattern des Vogels, und als er aufschaute, da fand er den schönen Saphir, der auf den verblassten Veilchen lag.

„Man fängt an, mich zu würdigen," rief er aus; „das kommt sicher von einem grossen Bewunderer. Nun kann ich mein Stück fertig schreiben." Und er sah ganz glücklich aus.

Am nächsten Tag flog der Schwälberich hinab zum Hafen. Er setzte sich auf den Mast des grössten Schiffes und beobachtete die Matrosen, die an Tauen grosse Ballen aus dem Schiffsraum emporwanden. „Heb auf!" schrien sie bei jedem Ruck am Tau. „Ich geh nach Ägypten!" rief der Vogel, aber niemand achtete auf ihn, und als der Mond aufging, flog er zu dem glücklichen Prinzen.

„Ich komme, dir lebewohl zu sagen," rief er.

„Vogel, Vogel, kleiner Vogel," sagte der Prinz, „willst du nicht noch eine Nacht bei mir bleiben?"

„Es ist Winter," sagte der Schwälberich, „und der kalte Schnee wird bald da sein. In Ägypten scheint die Sonne warm auf die grünen Palmen, und die Krokodile liegen im Schlamm und schauen faul vor sich hin. Meine Gefährten bauen ihr Nest im Tempel von Baalbec, und die weiss- und rotgefiederten Tauben schauen ihnen zu und girren. Lieber Prinz, ich muss dich verlassen, aber ich will dich nie vergessen, und im nächsten Frühling bringe ich dir zwei schöne Edelsteine wieder für die, die du weggegeben hast. Der Rubin soll röter sein als eine rote Rose und der Saphir so blau wie die grosse See."

„Dort unten auf dem Platz," sagte der Prinz, „da steht ein kleines Streichholzmädel, die hat ihre Hölzer in die Gosse fallen lassen, und sie sind alle verdorben. Ihr Vater wird sie schlagen, wenn sie ihm kein Geld heimbringt, und sie weint. Pick mir das andere Auge aus und gib es ihr, und ihr Vater wird sie nicht schlagen."

„Ich will noch eine Nacht bei dir bleiben," sagte der Vogel, „aber ich kann dir dein Auge nicht auspicken. Du wärest dann ja ganz blind."

„Vogel, Vogel, kleiner Vogel," sagte der Prinz, „tu wie ich dich heisse."

Also pickte der Schwälberich dem Prinzen auch das andere Auge aus und flog damit weg. Er strich über den Kopf des Mädels hin

und liess den Edelstein in ihre Hand gleiten. „Was für eine hübsche Glasscherbe!“ rief die Kleine, und lief vergnügt nach Haus.
Darauf kam der Vogel zum Prinzen zurück. „Nun bist du blind,“ sagte er, „so will ich immer bei dir bleiben.“
„Nein, kleiner Vogel,“ sagte der arme Prinz, „du musst fort nach Ägypten.“
„Ich will immer bei dir sein,“ sagte der Schwälberich und schlief zu Füssen des Prinzen ein.
Am nächsten Tage setzte er sich dem Prinzen auf die Schulter und erzählte ihm Geschichten von all dem, was er in fremden Ländern gesehen hatte. Er erzählte ihm von den roten Ibissen, die in langen Reihen an den Nilufern stehen und mit ihren Schnäbeln Goldfische fangen; von der Sphinx, die so alt ist wie die Welt und in der Wüste lebt und alles weiss; von den Kaufleuten, die langsam neben ihren Kamelen einhergehen und Rosenkränze aus Bernstein in den Händen tragen; vom König des Mondgebirgs, der so schwarz ist wie Ebenholz und einen grossen Kristall anbetet; von der grossen grünen Schlange, die in einem Palmenbaum schläft und zwanzig Priester hat, die sie mit Honigkuchen füttern; und von den Pygmäen, die auf breiten, flachen Blättern über einen grossen See segeln und mit den Schmetterlingen immer im Krieg liegen.
„Lieber kleiner Vogel,“ sagte der Prinz, „du erzählst mir von wunderbaren Dingen, aber wunderbarer als alles ist das Leiden von Mann und Weib. Kein Mysterium ist grösser als das Elend. Fliege über meine Stadt, kleiner Vogel und dann erzähle mir, was du darin gesehen hast.“
Also flog der Schwälberich über die grosse Stadt und sah die Reichen froh und lustig in ihren schönen Häusern, während die Bettler an den Toren sassen. Er flog in dunkle Gassen hinab und sah die weissen Gesichter hungernder Kinder gleichgültig auf die schwarzen Strassen schauen. Unter einem Brückenbogen lagen zwei kleine Buben und hielten sich umschlungen, um sich aneinander zu wärmen. „Wir haben solchen Hunger!“ sagten sie. „Ihr dürft hier nicht liegen,“ schrie sie der Wächter an, und so wanderten sie hinaus in den Regen.
Dann flog der Vogel zurück zum Prinzen und erzählte ihm, was er gesehen hatte.

„Ich bin ganz mit feinem Gold bedeckt,“ sagte der Prinz, „du musst es abnehmen, Blatt für Blatt, und meinen Armen geben; die Lebenden glauben immer, dass Gold sie glücklich machen kann.“
Blatt um Blatt des feinen Goldes pickte ihm der Vogel ab, bis der glückliche Prinz ganz grau und düster aussah. Blatt um Blatt des feinen Goldes brachte er zu den Armen, und die Gesichter der Kinder wurden rosiger, und sie lachten und spielten ihre Spiele in den Strassen. „Jetzt haben wir Brot!“ riefen sie.
Da kam der Schnee und nach dem Schnee kam der Frost. Die Strassen sahen aus, als wären sie aus Silber gemacht, so glänzend und glitzernd waren sie; lange Eiszapfen wie kristallne Dolche hingen von den Dachrinnen herunter; alles ging in dicken Pelzen aus, und die kleinen Jungen trugen dicke rote Mützen und liefen auf dem Eise.
Dem armen kleinen Schwälberich wurde kälter und kälter, aber er wollte den Prinzen nicht verlassen, denn er liebte ihn zu sehr. Er pickte Krumen auf vor des Bäckers Tür, wenn der Bäcker gerade nicht hinsah, und versuchte sich warm zu halten, indem er mit seinen Flügeln schlug.
Aber schliesslich wusste er doch, dass er sterben müsse. Er hatte gerade noch so viel Kraft, noch einmal dem Prinzen auf die Schulter zu fliegen. „Leb wohl, guter Prinz!“ sagte er ganz leise, „darf ich deine Hand küssen?“
„Ich freu mich, dass du jetzt nach Ägypten gehst,“ sagte der Prinz, „du bist schon zu lang hier geblieben, kleiner Schwälberich; aber du musst mich auf den Mund küssen, denn ich liebe dich.“
„Ich gehe nicht nach Ägypten,“ sagte der Schwälberich. „Ich gehe in das Haus des Todes. Der Tod ist der Bruder des Schlafes, nicht wahr?“
Und er küsste den glücklichen Prinzen auf den Mund und fiel tot nieder vor seine Füsse.
Da tönte aus dem Innern des Standbildes ein eigentümliches Krachen, gleich als ob etwas zerbrochen wäre. Das bleierne Herz war mitten entzwei geborsten. Es war auch ein strenger harter Frost.
Früh am Morgen des nächsten Tages ging der Bürgermeister mit den Stadträten über den Platz. Als sie an der Säule vorbeikamen, schaute er zu dem Standbild hinauf: „Herrgott! Wie schäbig der glückliche Prinz aussieht!“ sagte er.

„Wirklich schäbig!“ sagten die Stadträte, die immer der Ansicht des Bürgermeisters waren, und dann schauten sie das Standbild an. „Der Rubin ist aus seinem Schwert gefallen, seine Augen sind fort, und vergoldet ist er auch nicht mehr,“ sagte der Bürgermeister; „er sieht wahrhaftig nicht viel besser aus als ein Bettler.“
„Wenig besser als ein Bettler,“ sagten die Räte.
„Und hier liegt wahrhaftig ein toter Vogel zu seinen Füssen!“ sagte der Bürgermeister. „Wir müssen wirklich eine Bekanntmachung erlassen, dass es Vögeln nicht erlaubt ist, hier zu sterben.“ Und der Stadtschreiber notierte diesen Vorschlag.
So wurde das Standbild des glücklichen Prinzen abgebrochen. „Da es nicht mehr schön ist, hat es auch keinen nützlichen Zweck mehr,“ sagte der Kunsthistoriker der Universität.
Hierauf wurde die Statue in einem Brennofen geschmolzen, und der Bürgermeister berief eine Versammlung, die entscheiden sollte, was mit dem Metall zu geschehen habe. „Wir müssen natürlich ein anderes Denkmal haben,“ sagte er, „und das muss ein Denkmal von mir sein.“
„Von mir,“ sagte jeder der Stadträte, und sie zankten sich. Als ich das letztemal von ihnen hörte, zankten sie sich noch immer.
„Wie sonderbar!“ sagte der Werkführer in der Schmelzhütte „Dieses gebrochene Bleiherz will nicht schmelzen. Wir müssen es wegwerfen, wie es ist.“ So warf man es auf einen Kehrichthaufen, auf dem auch die tote Schwalbe lag.
„Bring mir die beiden kostbarsten Dinge in der Stadt,“ sagte Gott zu einem seiner Engel; und der Engel brachte ihm das bleierne Herz und den toten Vogel.
„Du hast recht gewählt,“ sagte Gott, „denn in meinem Paradiesgarten wird dieser kleine Vogel für alle Zeiten singen, und in meiner goldenen Stadt wird der glückliche Prinz mich lobpreisen.“

DIE NACHTIGALL UND DIE ROSE



SIE sagte, sie würde mit mir tanzen, wenn ich ihr rote Rosen brächte," rief der junge Student; „aber in meinem ganzen Garten ist keine rote Rose."

In ihrem Nest auf dem Eichbaum hörte ihn die Nachtigall, guckte durch das Laub und wunderte sich.

„Keine rote Rose in meinem ganzen Garten!" rief er, und seine schönen Augen waren voll Tränen. „Ach, an was für kleinen Dingen das Glück hängt! Alles hab' ich gelesen, was weise Männer geschrieben haben, alle Geheimnisse der Philosophie sind mein, und wegen einer roten Rose ist mein Leben unglücklich und elend."

„Das ist endlich einmal ein treuer Liebhaber," sagte die Nachtigall. „Nacht für Nacht hab' ich von ihm gesungen, obgleich ich ihn nicht kannte; Nacht für Nacht hab' ich seine Geschichte den Sternen erzählt, und nun seh' ich ihn. Sein Haar ist dunkel wie die Hyazinthe, und sein Mund ist rot wie die Rose seiner Sehnsucht; aber Leidenschaft hat sein Gesicht bleich wie Elfenbein gemacht, und der Kummer hat ihm sein Siegel auf die Stirn gedrückt."

„Der Prinz gibt morgen nacht einen Ball," sprach der junge Student leise, „und meine Geliebte wird da sein. Wenn ich ihr eine rote Rose bringe, wird sie mit mir tanzen bis zum Morgen. Wenn ich ihr eine rote Rose bringe, wird sie ihren Kopf an meine Schulter lehnen, und ihre Hand wird in der meinen liegen. Aber in meinem Garten ist keine rote Rose, so werde ich einsam sitzen, und sie wird an mir vorübergehen. Sie wird meiner nicht achten, und mir wird das Herz brechen."

„Das ist wirklich der treue Liebhaber," sagte die Nachtigall. „Was ich singe, um das leidet er; was mir Freude ist, das ist ihm Schmerz. Wahrhaftig, die Liebe ist etwas Wundervolles. Kostbarer ist sie als Smaragde und teurer als feine Opale. Perlen und Granaten können sie nicht kaufen, und auf den Märkten wird

sie nicht feilgeboten. Sie kann von den Kaufleuten nicht gehandelt werden und kann nicht für Gold ausgewogen werden auf der Wage."

„Die Musikanten werden auf ihrer Galerie sitzen," sagte der junge Student, „und auf ihren Saiteninstrumenten spielen, und meine Liebe wird zum Klang der Harfe und der Geige tanzen. So leicht wird sie tanzen, dass ihre Füsse den Boden kaum berühren, und die Höflinge in ihren bunten Gewändern werden sich um sie scharen. Aber mit mir wird sie nicht tanzen, denn ich habe keine rote Rose für sie;" und er warf sich ins Gras, barg sein Gesicht in den Händen und weinte.

„Weshalb weint er?" fragte ein kleiner grüner Eidechs, während er mit dem Schwänzchen in der Luft an ihm vorbeilief. „Ja warum?" fragte ein Schmetterling, der einem Sonnenstrahl nachjagte.

„Er weint um eine rote Rose," sagte die Nachtigall.

„Um eine rote Rose!" riefen alle; „wie lächerlich!" und der kleine Eidechs, der so etwas wie ein Cyniker war, lachte überlaut.

Aber die Nachtigall wusste um des Studenten Kummer und sass schweigend in dem Eichbaum und sann über das Geheimnis der Liebe.

Plötzlich breitete sie ihre braunen Flügel aus und flog auf. Wie ein Schatten huschte sie durch das Gehölz, und wie ein Schatten flog sie über den Garten.

Da stand mitten auf dem Rasen ein wundervoller Rosenstock, und als sie ihn sah, flog sie auf ihn zu und setzte sich auf einen Zweig.

„Gib mir eine rote Rose," rief sie, „und ich will dir dafür mein süssestes Lied singen."

Aber der Strauch schüttelte seinen Kopf. „Meine Rosen sind weiss," antwortete er; „so weiss wie der Schaum des Meeres und weisser als der Schnee auf den Bergen. Aber geh zu meinem Bruder, der sich um die alte Sonnenuhr rankt, der gibt dir vielleicht, was du verlangst."

So flog die Nachtigall hinüber zu dem Rosenstrauch bei der alten Sonnenuhr.

„Gib mir eine rote Rose," rief sie, „und ich will dir dafür mein süssestes Lied singen."

Aber der Strauch schüttelte seinen Kopf.

„Meine Rosen sind gelb," antwortete er; „so gelb wie das Haar der Meerjungfrau, die auf einem Bernsteinthrone sitzt, und gelber als die gelbe Narzisse, die auf der Wiese blüht, bevor der Mäher mit seiner

Sense kommt. Aber geh zu meinem Bruder, der unter des Studenten Fenster blüht, und vielleicht gibt der dir, was du verlangst."
So flog die Nachtigall zum Rosenstrauch unter des Studenten Fenster.
„Gib mir eine rote Rose," rief sie, „und ich will dir dafür mein süssestes Lied singen."
Aber der Rosenstrauch schüttelte den Kopf. „Meine Rosen sind rot," antwortete er, „so rot wie die Füsse der Taube und röter als die Korallenfächer, die in der Meergrotte fächeln. Aber der Winter machte meine Adern erstarren, der Frost hat meine Knospen zerbissen und der Sturm meine Zweige gebrochen, und so hab' ich keine Rosen dies ganze Jahr."
„Nur eine einzige rote Rose brauch' ich," rief die Nachtigall, „nur eine rote Rose! Gibt es denn nichts, dass ich eine rote Rose bekomme?"
„Ein Mittel gibt es," antwortete der Baum, „aber es ist so schrecklich, dass ich mir es dir nicht zu sagen traue."
„Sag es mir," sprach die Nachtigall, „ich fürchte mich nicht."
„Wenn du eine rote Rose haben willst," sagte der Baum, „dann musst du sie beim Mondlicht aus Liedern machen und sie färben mit deinem eignen Herzblut. Du musst für mich singen und deine Brust an einen Dorn pressen. Die ganze Nacht musst du singen, und der Dorn muss dein Herz durchbohren, und dein Lebensblut muss in meine Adern fliessen und mein werden."
„Der Tod ist ein hoher Preis für eine rote Rose," sagte die Nachtigall, „und das Leben ist allen sehr teuer. Es ist lustig, im grünen Wald zu sitzen und die Sonne in ihrem goldenen Wagen zu sehen und den Mond in seinem Perlenwagen. Süss ist der Duft des Weissdorns, und süss sind die Glockenblumen im Tale und das Heidekraut auf den Hügeln. Aber die Liebe ist besser als das Leben, und was ist ein Vogelherz gegen ein Menschenherz?"
So breitete sie ihre braunen Flügel und flog auf. Wie ein Schatten schwebte sie über den Garten, und wie ein Schatten huschte sie durch das Gehölz.
Da lag noch der junge Student im Gras, wie sie ihn verlassen hatte, und die Tränen seiner schönen Augen waren noch nicht getrocknet.
„Freu dich," rief die Nachtigall, „freu dich; du sollst deine rote Rose haben. Ich will sie beim Mondlicht bilden aus Liedern und färben mit meinem eignen Herzblut. Alles, was ich von dir da-

für verlange, ist, dass du deiner Liebe treu bleiben sollst, denn die Liebe ist weiser als die Philosophie, wenn die auch weise ist, und mächtiger als Macht, wenn die auch mächtig ist. Flammfarben sind ihre Flügel und flammfarben ist ihr Leib. Ihre Lippen sind süss wie Honig, und ihr Atem ist wie Weihrauch."

Der Student blickte aus dem Grase auf und horchte, aber er konnte nicht verstehen, was die Nachtigall zu ihm sprach, denn er verstand nur die Bücher.

Aber der Eichbaum verstand und ward traurig, denn er liebte die kleine Nachtigall sehr, die ihr Nest in seinen Zweigen gebaut hatte.

„Sing mir noch ein letztes Lied," flüsterte er; „ich werd' mich sehr einsam fühlen, wenn du fort bist." Und die Nachtigall sang für den Eichbaum, und ihre Stimme war wie Wasser, das aus einem silbernen Kruge rinnt.

Als sie ihr Lied geendet hatte, stand der Student auf und nahm ein Notizbuch und einen Bleistift aus der Tasche.

„Sie hat Form," sagte er zu sich, als er aus dem Gehölz schritt, „— sie hat ein Formtalent, das kann ihr nicht abgesprochen werden; aber ob sie auch Gefühl hat? Ich fürchte nein. Sie wird wohl sein wie die meisten Künstler: alles nur Stil und keine echte Innerlichkeit. Sie würde sich kaum für andere opfern. Sie denkt vor allem an die Musik, und man weiss ja, wie egoistisch die Künste sind. Aber zugeben muss man, sie hat einige schöne Töne in ihrer Stimme. Schade, dass sie gar keinen Sinn haben, nichts ausdrücken und ohne praktischen Wert sind." Und er ging auf sein Zimmer und legte sich auf sein schmales Feldbett und fing an, an seine Liebe zu denken; bald war er eingeschlafen.

Und als der Mond in den Himmeln schien, flog die Nachtigall zu dem Rosenstrauch und presste ihre Brust gegen den Dorn. Die ganze Nacht sang sie, die Brust gegen den Dorn gepresst, und der kalte kristallne Mond neigte sich herab und lauschte. Die ganze Nacht sang sie, und der Dorn drang tiefer und tiefer in ihre Brust, und ihr Lebensblut sickerte weg von ihr.

Zuerst sang sie von dem Werden der Liebe in dem Herzen eines Knaben und eines Mädchens. Und an der Spitze des Rosenstrauchs erblühte eine herrliche Rose, Blatt reihte sich an Blatt wie Lied auf Lied. Erst war sie bleich wie der Nebel, der über

dem Fluss hängt —, bleich wie die Füsse des Morgens und silbern wie die Flügel des Dämmers. Wie das Schattenbild einer Rose in einem Silberspiegel, wie das Schattenbild einer Rose im Teiche, so war die Rose, die aufblühte an der Spitze des Rosenstocks.
Der aber rief der Nachtigall zu, dass sie sich fester noch gegen den Dorn presse. „Drück fester, kleine Nachtigall," rief er, „sonst bricht der Tag an, bevor die Rose vollendet ist." Und so drückte die Nachtigall sich fester gegen den Dorn, und lauter und lauter wurde ihr Lied, denn sie sang nun von dem Erwachen der Leidenschaft in der Seele von Mann und Weib.
Und ein zartes Rot kam auf die Blätter der Rose, wie das Erröten auf das Antlitz des Bräutigams, wenn er die Lippen seiner Braut küsst. Aber der Dorn hatte ihr Herz noch nicht getroffen, und so blieb das Herz der Rose weiss, denn bloss einer Nachtigall Herzblut kann das Herz einer Rose färben. Und der Baum rief der Nachtigall zu, dass sie sich fester noch gegen den Dorn drücke. „Drück fester, kleine Nachtigall," rief er, „sonst ist es Tag, bevor die Rose vollendet ist."
Und so drückte die Nachtigall sich fester gegen den Dorn, und der Dorn berührte ihr Herz, und ein heftiger Schmerz durchzuckte sie. Bitter, bitter war der Schmerz, und wilder, wilder wurde das Lied, denn sie sang nun von der Liebe, die der Tod verklärt, von der Liebe, die auch im Grabe nicht stirbt. Und die wundervolle Rose färbte sich rot wie die Rose des östlichen Himmels. Rot war der Gürtel ihrer Blätter und rot wie ein Rubin war ihr Herz.
Aber die Stimme der Nachtigall wurde schwächer, und ihre kleinen Flügel begannen zu flattern, und ein leichter Schleier kam über ihre Augen. Schwächer und schwächer wurde ihr Lied, und sie fühlte etwas in der Kehle.
Dann schluchzte sie noch einmal auf in letzten Tönen. Der weisse Mond hörte es und er vergass unterzugehen und verweilte am Himmel. Die rote Rose hörte es und zitterte ganz vor Wonne und öffnete ihre Blätter dem kühlen Morgenwind. Das Echo trug es in seine Purpurhöhle in den Bergen und weckte die schlafenden Schäfer aus ihren Träumen. Es schwebte über das Schilf am Fluss, und der trug die Botschaft dem Meere zu. „Sieh, sieh!" rief der Rosenstrauch, „nun ist die Rose fertig;" aber die Nachtigall

gab keine Antwort, denn sie lag tot im hohen Gras, mit dem Dorn im Herzen.

Um Mittag öffnete der Student sein Fenster und blickte hinaus. „Was für ein Wunder und Glück!“ rief er; „da ist eine rote Rose! Nie in meinem Leben hab' ich eine solche Rose gesehen. Sie ist so schön, ich bin sicher, sie hat einen langen lateinischen Namen;“ und er lehnte sich hinaus und pflückte sie. Dann setzte er seinen Hut auf und lief dem Professor ins Haus, mit der Rose in der Hand.

Des Professors Tochter sass in der Einfahrt und wand blaue Seide auf eine Spule, und ihr Hündchen lag ihr zu Füssen.

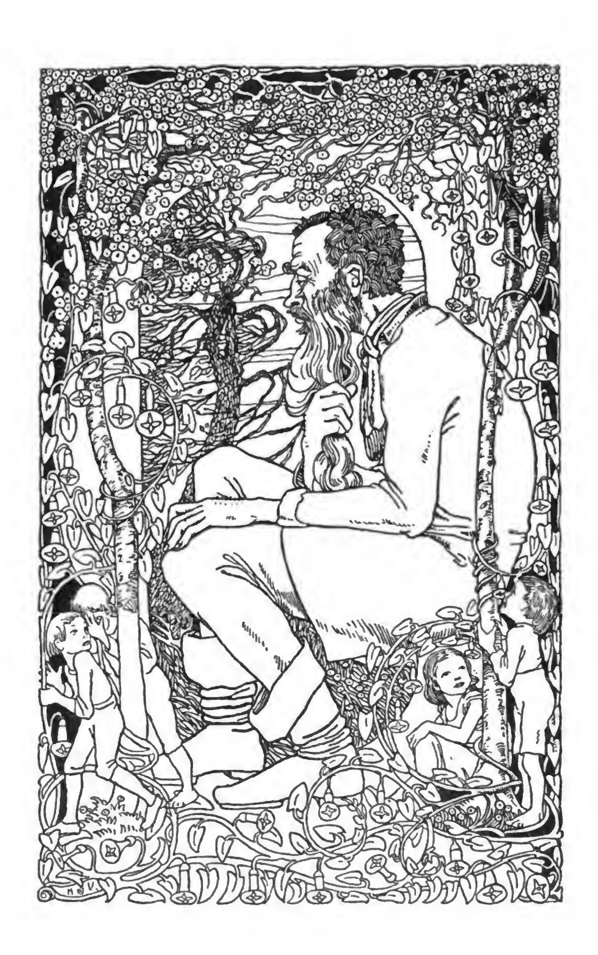
„Ihr sagtet, Ihr würdet mit mir tanzen, wenn ich Euch eine rote Rose brächte,“ sagte der Student. „Hier ist die röteste Rose der Welt. Tragt sie heut abend an Eurem Herzen, und wenn wir zusammen tanzen, wird sie Euch erzählen, wie ich Euch liebe.“

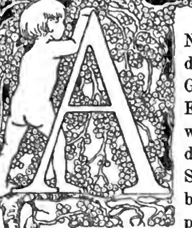
Aber das Mädchen verzog den Mund. „Ich fürchte, sie passt nicht zu meinem Kleid,“ sprach sie; „und dann hat mir auch der Neffe des Kammerherrn echte Juwelen geschickt, und das weiss doch jeder, dass Juwelen mehr wert sind als Blumen.“

„Wahrhaftig, Ihr seid sehr undankbar,“ rief der Student gereizt; und er warf die Rose auf die Strasse, wo sie in die Gosse fiel, und ein Wagenrad ging darüber. „Undankbar?“ sagte das Mädchen. „Ich will Euch was sagen, Ihr seid sehr ungezogen; und dann — wer seid Ihr eigentlich? Ein Student, nichts weiter. Ich glaube, Ihr habt nicht einmal Silberschnallen an den Schuhen, wie des Kammerherrn Neffe.“ Und sie stand auf und ging ins Haus.

„Wie dumm ist doch die Liebe,“ sagte sich der Student, als er fortging. „Sie ist nicht halb so nützlich wie die Logik, denn sie beweist gar nichts und spricht einem immer von Dingen, die nicht geschehen werden, und lässt einen Dinge glauben, die nicht wahr sind. Sie ist wirklich etwas ganz Unpraktisches, und da in unserer Zeit das Praktische alles ist, so geh' ich wieder zur Philosophie und studiere Metaphysik.“ So ging er wieder auf sein Zimmer und holte ein grosses staubiges Buch hervor und begann zu lesen.

DER EGOISTISCHE RIESE





N jedem Nachmittag, wenn die Kinder aus der Schule kamen, gingen sie in den Garten des Riesen und spielten da.

Es war ein grosser hübscher Garten mit weichem grünen Gras. Hier und da auf dem Rasen standen schöne Blumen wie Sterne, und da waren auch zwölf Pfirsichbäume, die im Frühling zart rosa und perlweiss blühten und im Herbst reiche Frucht trugen. Die Vögel sassen auf den Bäumen und sangen so süss, dass die Kinder immer wieder in ihren Spielen innehielten, um zu lauschen. „Wie glücklich wir hier doch sind!“ riefen sie einander zu.

Eines Tages kam der Riese nach Haus. Er war auf Besuch bei seinem Freund, dem gehörnten Menschenfresser gewesen und sieben Jahre bei ihm geblieben. Als die sieben Jahre um waren, war alles gesagt, was er ihm zu sagen hatte, denn seine Gesprächsstoffe waren sehr beschränkt und so beschloss er, auf sein eigenes Schloss zurückzukehren. Als er nach Hause kam, sah er die Kinder in seinem Garten spielen.

„Was tut ihr hier?“ rief er sehr mürrisch, und die Kinder liefen weg. „Mein Garten, das ist mein Garten,“ sagte der Riese, „das sieht jeder ein, und ich erlaube niemandem sonst darin zu spielen als mir selber.“ Also baute er eine mächtige Mauer ringsum und stellte eine Warnungstafel auf.

UNBEFUGTES BETRETEN DIESES GRUNDSTÜCKS IST BEI STRAFE VERBOTEN.

Er war ein sehr egoistischer Riese.

Die armen Kinder hatten jetzt nichts mehr, wo sie spielen konnten. Sie versuchtens auf der Landstrasse, aber die Landstrasse war sehr staubig und steinig, und sie mochten sie nicht leiden. So gingen sie also, wenn die Schule aus war, um die grosse Mauer herum

und sprachen von dem schönen Garten dahinter. „Wie glücklich waren wir da," sagten sie zueinander.

Dann kam der Frühling, und über der ganzen Gegend waren kleine Blüten und kleine Vögel. Bloss in dem Garten des egoistischen Riesen blieb es Winter. Die Vögel machten sich nichts daraus, darin zu singen, weil keine Kinder da waren, und die Bäume vergassen zu blühen. Einmal steckte eine schöne Blume ihr Köpfchen aus dem Gras hervor, aber als sie die Warnungstafel sah, war sie so betrübt um die Kinder, dass sie wieder in den Boden hineinschlüpfte und weiterschlief. Die einzigen Leute, die sich freuten, waren der Schnee und der Frost. „Der Frühling hat diesen Garten vergessen," riefen sie, „so wollen wir hier das ganze Jahr hindurch leben." Der Schnee deckte das Gras mit seinem grossen weissen Mantel und der Frost bemalte alle Bäume silberweiss. Dann luden sie den Nordwind ein, bei ihnen zu wohnen, und er kam. Er war in Pelze ganz eingehüllt, und brüllte den ganzen Tag durch den Garten und blies die Schornsteine herunter. „Das ist ein ganz herrlicher Platz," sagte er, „wir müssen den Hagel auf eine Visite bitten." Und so kam der Hagel. Jeden Tag prasselte er drei Stunden lang auf das Schlossdach herunter, bis er fast alle Schieferplatten zerbrochen hatte, und dann lief er rund um den Garten so schnell er nur konnte. Er war ganz grau angezogen, und sein Atem war wie Eis.

„Ich versteh nicht, warum der Frühling so spät kommt," sagte der egoistische Riese, als er am Fenster sass und auf seinen kalten weissen Garten hinunter sah. „Ich hoffe, das Wetter ändert sich bald." Aber der Frühling kam nie und auch nicht der Sommer. Der Herbst gab jedem Garten goldene Früchte, aber dem Garten des Riesen gab er keine. „Er ist zu egoistisch," sagte er. So war es da immer Winter, und der Nordwind und der Hagel und der Frost und der Schnee tanzten um die Bäume.

Eines Morgens lag der Riese wach im Bette, als er eine liebliche Musik vernahm. Es klang so süss an seine Ohren, dass er dachte, die Musikanten des Königs zögen vorüber. Aber es war bloss ein kleiner Hänfling, der vor seinem Fenster sang, nur hatte er so lange keinen Vogel mehr in seinem Garten singen hören, dass es ihm wie die schönste Musik der Welt vorkam. Da hörte der Hagel auf

über seinem Kopf zu tanzen und der Nordwind zu blasen, und ein köstlicher Duft kam zu ihm durch den geöffneten Fensterflügel. „Ich glaube, der Frühling ist endlich gekommen," sagte der Riese; und er sprang aus dem Bett und schaute hinaus.

Und was sah er?

Er sah was ganz Wunderbares. Durch ein kleines Loch in der Mauer waren die Kinder hereingekrochen und sassen in den Zweigen der Bäume. In jedem Baum, den er sehen konnte, sass ein kleines Kind. Und die Bäume waren so froh, die Kinder wieder bei sich zu haben, dass sie sich ganz mit Blüten bedeckt hatten und ihre Arme anmutig über den Köpfen der Kinder bewegten. Die Vögel flogen umher und zwitscherten vor Entzücken, und die Blumen guckten aus dem grünen Gras hervor und lachten. Es war entzückend anzusehen, und nur in einem Winkel war es noch Winter, und dort stand ein kleiner Junge. Er war so klein, dass er nicht an die Äste hinaufreichen konnte, und er lief immer um den Baum herum und weinte bitterlich. Der arme Baum war noch ganz bedeckt mit Frost und Schnee, und der Nordwind blies und heulte über ihm. „Klettre herauf, kleiner Junge," sagte der Baum und senkte seine Äste so tief er konnte, aber der Junge war zu klein.

Da wurde des Riesen Herz weich, als er das sah. „Wie egoistisch ich doch war!" sagte er; „jetzt weiss ich, weshalb der Frühling nicht hierher kommen wollte. Ich will dem armen kleinen Jungen auf den Baumwipfel helfen, und dann will ich die Mauer umwerfen, und mein Garten soll für alle Zeit der Spielplatz der Kinder sein." Er war wirklich sehr betrübt über das, was er getan hatte.

So schlich er hinunter und öffnete ganz leise das Tor und trat in den Garten. Aber als die Kinder ihn sahen, erschraken sie so, dass sie alle wegliefen und im Garten wurde es wieder Winter. Bloss der kleine Junge lief nicht weg, denn seine Augen waren so voll Tränen, dass er den Riesen nicht kommen sah. Und der Riese kam leise hinter ihm heran, nahm ihn zärtlich auf seine Hand und setzte ihn hinauf in den Baum. Und sogleich fing der Baum zu blühen an und die Vögel kamen und sangen in ihm, und der kleine Junge breitete seine Ärmchen aus, schlang sie um den Hals des Riesen und küsste ihn auf den Mund. Und wie die andern Kinder sahen, dass der Riese nicht mehr böse war, kamen sie schnell zu-

rückgelaufen und mit ihnen kam auch der Frühling. „Der Garten gehört jetzt euch, Kinderlein," sagte der Riese, und er nahm eine grosse Axt und hieb die Mauer um. Und als die Leute um zwölf zu Markt gingen, sahen sie den Riesen mit den Kindern spielen, in dem schönsten Garten, den sie je geschaut hatten.

Den ganzen Tag spielten sie und am Abend kamen sie zum Riesen und sagten ihm eine gute Nacht.

„Aber wo ist denn euer kleiner Kamerad?" fragte er, „der Junge, dem ich auf den Baum geholfen habe?" Der Riese liebte ihn am meisten, weil der ihn geküsst hatte.

„Wir wissens nicht," antworteten die Kinder, „er ist fortgegangen."

„Ihr müsst ihm sagen, er soll sicher morgen wiederkommen," sagte der Riese. Aber die Kinder antworteten, sie wüssten nicht, wo er wohne und sie hätten ihn zuvor nie gesehen; da wurde der Riese sehr traurig.

Jeden Nachmittag nach Schluss der Schule kamen die Kinder und spielten mit dem Riesen. Aber der kleine Knabe, den der Riese so liebte, liess sich nie mehr sehen. Der Riese war sehr gut mit den Kindern, aber er sehnte sich nach seinem kleinen Freunde und sprach oft von ihm. „Wie gern möcht ich ihn wiedersehn!" sagte er immer und immer.

Jahre vergingen, und der Riese wurde sehr alt und schwach. Er konnte nicht mehr unten mit den Kindern spielen, und so sass er in seinem mächtigen Armstuhl und sah ihnen zu und freute sich an seinem Garten. „Ich habe viele schöne Blumen," sagte er; „aber die allerschönsten Blumen von allen sind die Kinder."

An einem Wintermorgen sah er beim Ankleiden aus seinem Fenster. Jetzt hasste er den Winter nicht mehr, denn er wusste, dass der Frühling nur schlief und die Blumen sich ausruhten.

Plötzlich rieb er sich verwundert die Augen und sah und sah. Es war wirklich ein wundersamer Anblick. Im fernsten Winkel des Gartens war ein Baum ganz bedeckt mit lieblichen weissen Blüten. Seine Äste waren lauter Gold und silberne Früchte hingen an ihnen, und darunter stand der kleine Knabe, den er so geliebt hatte.

Hoch erfreut eilte der Riese die Treppe hinunter und in den Garten. Er lief über den Rasen auf das Kind zu. Und als er ihm ganz nahe gekommen war, wurde sein Gesicht rot vor Zorn und er sagte: „Wer hat es gewagt, dich zu verwunden?" Denn an den Hand-

flächen des Kindes waren Male von zwei Nägeln, und Male von zwei Nägeln waren an den kleinen Füssen.

„Wer hat es gewagt, dich zu verwunden?“ rief der Riese; „sag es mir, damit ich mein grosses Schwert nehme und ihn erschlage.“

„Ach nein,“ antwortete das Kind: „dies sind die Wunden der Liebe.“

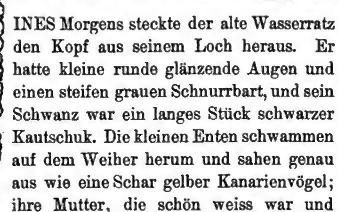
„Wer bist du?“ sagte der Riese und eine seltsame Scheu überkam ihn, und er kniete nieder vor dem kleinen Kinde.

Und das Kind lächelte den Riesen an und sprach zu ihm: „Du liessest mich einst in deinem Garten spielen, heute sollst du mit mir kommen in meinen Garten, in das Paradies.“

Und als die Kinder an diesem Nachmittag hereinstürmten, da fanden sie den Riesen tot unter dem Baume liegen und ganz bedeckt mit weissen Blüten.

DER ERGEBENE FREUND





INES Morgens steckte der alte Wasserratz den Kopf aus seinem Loch heraus. Er hatte kleine runde glänzende Augen und einen steifen grauen Schnurrbart, und sein Schwanz war ein langes Stück schwarzer Kautschuk. Die kleinen Enten schwammen auf dem Weiher herum und sahen genau aus wie eine Schar gelber Kanarienvögel; ihre Mutter, die schön weiss war und wirkliche rote Beine hatte, versuchte ihnen das Kopfstehen im Wasser beizubringen.

„Ihr werdet nie in der besten Gesellschaft verkehren, wenn ihr nicht auf dem Kopf stehen könnt," wiederholte sie ihnen immer wieder und zeigte ihnen immer wieder, wie sie es machen sollten. Aber die kleinen Enten schenkten ihr gar keine Aufmerksamkeit. Sie waren so jung, dass sie gar nicht wussten, von welchem Vorteil es ist, in der besten Gesellschaft zu verkehren.

„Was für unfolgsame Kinder!" rief der alte Wasserratz; „sie verdienten wahrhaftig, dass man sie ersöffe."

„Durchaus nicht," sagte die Entenmama, „aller Anfang ist schwer, und Eltern können nie zu geduldig sein."

„Awas!" sagte der Wasserratz, „ich kenne keine elterlichen Gefühle und bin kein Familienmensch. Ich war niemals verheiratet und denke auch gar nicht dran. Die Liebe, das mag ja in seiner Art ganz schön sein, aber die Freundschaft steht doch viel höher. Ich wüsste wahrhaftig nichts Edleres oder Seltneres in der Welt als eine treue Freundschaft."

„Und was, ich bitte Sie, ist denn Ihre Idee von einer treuen Freundschaft?" fragte ein Grünspecht, der nahebei in einer Weide sass und die Unterhaltung gehört hatte.

„Das möchte ich auch wissen," sagte die Ente, schwamm an das andere Ende des Weihers und stand da Kopf, um ihren Kindern ein gutes Beispiel zu geben.

„Dumme Frage!" rief der Wasserratz. „Ein treuer Freund, der muss mir eben einfach treu sein."

„Und was würden Sie ihm dafür bieten?“ sagte der kleine Vogel, indem er sich auf ein silbriges Ästchen schwang und mit den Flügeln wippte.

„Ich versteh' Sie nicht,“ antwortete der Wasserratz.

„Ich will Ihnen eine Geschichte darüber erzählen,“ sagte der Grünspecht.

„Handelt die Geschichte von mir?“ fragte der Wasserratz. „Wenn sie von mir handelt, will ich zuhören, denn ich liebe Romane sehr.“

„Sie lässt sich auf Sie anwenden,“ sagte der Grünspecht; und er flog herunter, liess sich am Ufer nieder und erzählte die Geschichte vom Ergebenen Freund.

„Es war einmal ein braver kleiner Kerl namens Hans.“

„War was Besonderes an ihm?“ fragte der Wasserratz.

„Nein,“ sagte der Grünspecht, „ich glaube nicht, dass irgend was Besonderes an ihm war ausser sein gutes Herz und sein lustiges rundes Gesicht. Er lebte ganz allein in einem kleinen Häuschen und arbeitete jeden Tag in seinem Garten. In der ganzen Gegend war kein Garten so schön wie der seine. Büschelnelken wuchsen da und Levkoien und Teschelkraut und Hahnenfuss. Da gab es gelbe und Damascener Rosen, Crocus und purpurne und weisse Veilchen. Kalumbinen und Schaumkraut, Majoran und Basilien, Primeln und Lilien, Narzissen und Gewürznelken blühten und dufteten, wie die Monate kamen und eine Blume der andern Platz nahm, so dass es immer was Schönes zu sehen und was Angenehmes zu riechen gab.

„Der kleine Hans hatte eine grosse Menge Freunde; aber der treueste von allen war der grosse Müllerhugo. Ja so ergeben war der reiche Müller dem kleinen Hans, dass er nie an dessen Garten vorüberging, ohne sich über den Zaun zu lehnen und sich einen grossen Strauss oder eine Handvoll süsser Kräuter zu pflücken, oder sich die Taschen mit Pflaumen oder Kirschen zu füllen, wenn Obstzeit war.

„Wahre Freunde sollen alles gemeinsam haben,“ pflegte der Müller zu sagen, und Klein Hans nickte dazu und lächelte und war sehr stolz darauf, einen Freund mit so vornehmen Gedanken zu haben.

„Manchmal meinten die Nachbarn wohl, es sei seltsam, dass der

reiche Müller dem kleinen Hans nicht auch einmal was schenke, obwohl er doch in seiner Mühle hundert Säcke Mehl aufgestapelt hätte und sechs Milchkühe im Stall und eine grosse Schafherde. Aber Hans zerbrach sich nie seinen Kopf über all das, und nichts machte ihm mehr Freude, als den wundervollen Aussprüchen zu lauschen, die der Müller über die Selbstlosigkeit der wahren Freundschaft tat.

„So arbeitete der kleine Hans immerzu in seinem Garten. Im Frühling, im Sommer und im Herbst war er sehr glücklich, aber wenn der Winter kam und er weder Früchte noch Blumen auf den Markt zu bringen hatte, da litt er recht unter Kälte und Hunger, und er musste oftmals zu Bett, ohne was anderes gegessen zu haben als ein paar getrocknete Birnen oder einige harte Nüsse. Im Winter war er auch sehr einsam, denn nie kam da der Müller zu ihm.

„Es hat gar keinen Sinn, dass ich den kleinen Hans besuche, solange der Schnee liegt," pflegte der Müller zu seiner Frau zu sagen, „wenn Menschen Sorgen haben, muss man sie mit sich allein lassen und nicht mit Besuchen belästigen. Das ist wenigstens meine Ansicht von Freundschaft, und ich weiss, sie ist die rechte. Daher will ich lieber warten, bis es Frühling ist, und ihn dann aufsuchen. Dann kann er mir auch einen grossen Korb voll Primeln schenken, und das wird ihn ganz glücklich machen."

„Du sorgst dich wirklich sehr um andere," sprach die Müllerin, während sie in ihrem bequemen Armstuhl am hellen Kaminfeuer sass; „wirklich, du sorgst dich sehr viel. Es ist ein Genuss, dich über Freundschaft reden zu hören. Ich bin fest überzeugt, dass nicht einmal der Pfarrer so schöne Dinge darüber sagen kann wie du, obgleich er doch in einem dreistöckigen Haus wohnt und einen goldenen Ring am kleinen Finger trägt."

„Aber könnten wir nicht den kleinen Hans einmal zu uns herauf bitten?" fragte des Müllers Jüngster. „Wenn der arme Hans in Not ist, will ich ihm die Hälfte von meiner Bohnensuppe geben und ihm meine weissen Kaninchen zeigen."

„Was für ein dummer Bub du bist!" rief der Müller; „ich weiss wahrhaftig nicht, wozu ich dich in die Schule schicke. Du scheinst da gar nichts zu lernen. Siehst du nicht ein, dass der kleine Hans, wenn er da zu uns käme, unser warmes Feuer, unser Essen und

den Krug mit Rotwein sähe, dass er dann leicht neidisch werden könnte? Und der Neid ist etwas sehr Böses und verdirbt den Charakter. Ich werde es nie erlauben, dass Hansens Charakter verdorben würde. Ich bin sein bester Freund und werde immer über ihn wachen und darauf sehen, dass er in keinerlei Versuchung geführt wird. Ausserdem würde mich Hans, wenn er herkäme, vielleicht um einen Sack Mehl auf Borg bitten, und das könnte ich nicht tun. Mehl ist ein Ding und Freundschaft ein anderes, und man soll die beiden nicht durcheinander bringen. Die Worte werden ganz verschieden buchstabiert und bedeuten auch was ganz Verschiedenes. Das sieht jeder ein."

„Wie schön du sprichst," sagte die Müllerin und schenkte sich ein grosses Glas voll Warmbier ein; „ich bin schon ganz schläfrig, es ist genau so, als wäre man in der Kirche."

„Leute, die gut handeln, gibt's eine Menge," antwortete der Müller, „aber nur ganz wenige sprechen gut, woraus erhellt, dass Sprechen von den beiden Dingen das weit schwierigere ist und auch das weit feinere." Und dabei sah er streng über den Tisch auf seinen kleinen Sohn, der beschämt den Kopf hängen liess, purpurrot wurde und in seinen Tee hinein zu weinen anhub. Aber er war ja noch so klein, und so darf man ihm das nicht übel nehmen.

„Ist die Geschichte aus?" fragte der Wasserratz.

„Keine Spur," antwortete der Grünspecht, „das ist der Anfang."

„Dann sind Sie sehr veraltet," sagte der Wasserratz. „Jeder gute Romanschreiber fängt heutzutage mit dem Ende an, lässt dann den Anfang folgen und schliesst mit der Mitte. Das ist die moderne Methode. Ich hörte alles darüber ganz genau neulich einmal von einem Kritiker, der mit einem jungen Mann um den Teich herum spazierte. Er sprach sehr ausführlich über den Gegenstand, und ich bin fest überzeugt, dass er in allem recht hatte, denn er hatte blaue Brillen und eine Glatze, und so oft der junge Mann eine Bemerkung machte, antwortete er immer nur ‚Bah!' Aber erzählen Sie bitte weiter. Ich liebe den Müller ungeheuer. Ich habe selbst alle möglichen schönen Gefühle, so dass eine starke Übereinstimmung zwischen uns besteht."

„Also," fuhr der Grünspecht fort und hüpfte ein paarmal von einem Bein aufs andere, „wie nun der Winter vorüber war und

die Primeln ihre blassen gelben Sterne auftaten, da sagte der Müller zu seinem Weibe, dass er mal hinunter gehen und nach dem kleinen Hans sehen wolle.

„Was für ein gutes Herz du hast!“ rief die Frau, „du denkst doch immer an die andern. Und vergiss nicht den grossen Korb mitzunehmen für die Blumen.“

„Also band der Müller die Flügel der Windmühle mit einer starken eisernen Kette fest und ging den Hügel hinunter mit dem Korb am Arm.

„Guten Morgen, kleiner Hans,“ sagte der Müller.

„Guten Morgen,“ sprach Hans, auf seinen Spaten gelehnt, und lachte über das ganze Gesicht.

„Und wie ging's den Winter durch?“ fragte der Müller.

„Ach,“ rief Hans, „das ist wirklich zu gütig von dir, mich danach zu fragen, zu gütig. Die Wahrheit zu sagen, hab' ich es ja ziemlich schwer gehabt, aber jetzt ist der Frühling gekommen, und ich bin ganz glücklich: alle meine Blumen gedeihen.“

„Wie oft haben wir von dir gesprochen, Hans,“ sagte der Müller, „und hätten gern gewusst, wie es dir ging.“

„Das war lieb von euch,“ sagte Hans, „ich fürchtete schon halb, ihr hättet mich vergessen.“

„Was sagst du da, Hans,“ sprach der Müller, „Freundschaft vergisst niemals. Das ist gerade das Schöne an ihr; aber ich fürchte, du hast kein Verständnis für die Poesie des Lebens. Deine Primeln sehen übrigens entzückend aus!“

„Ja, sie sind wirklich hübsch,“ sagte Hans, „und es ist ein Riesenglück für mich, dass ich so viele hab'. Ich will sie nämlich auf den Markt bringen und der Bürgermeisterstochter verkaufen und mit dem Geld meinen Karren einlösen.“

„Deinen Karren einlösen? Du hast ihn doch nicht etwa verkauft? Da wärest du doch wirklich zu dumm!“

„Ja weisst du,“ sagte Hans, „ich war gezwungen dazu. Es ist mir im Winter so schlecht gegangen, dass ich tatsächlich keinen Pfennig für Brot hatte. So verkaufte ich also erst die Silberknöpfe von meinem Sonntagsrock und dann meine silberne Kette und dann meine lange Pfeife und schliesslich meinen Karren. Aber jetzt kann ich mir das alles wieder zurückkaufen.“

„Hans," sagte der Müller, „ich will dir meinen Karren geben. Er ist zwar nicht mehr in sehr gutem Zustand, es fehlt ihm die eine Seite ganz, und dann ist auch an den Radspeichen etwas nicht in Ordnung, aber ich will ihn dir trotzdem geben. Ich weiss, es ist das sehr grossmütig von mir und eine Menge Leute werden mich für ganz verrückt halten, dass ich ihn verschenke, aber ich bin nicht wie die andern. Meiner Ansicht nach ist die Grossmut die Quintessenz der Freundschaft, und ausserdem hab' ich mir einen neuen Karren gekauft. Also beruhige dich über die Sache und sei vergnügt — ich schenke dir meinen Karren."
„Das ist wirklich grossmütig von dir," sagte klein Hans, und sein drolliges rundes Gesicht strahlte vor Freude. „Ich kann ihn ja leicht wieder in Ordnung bringen, denn ich habe eine grosse Holzplanke im Haus."
„Eine Holzplanke?" sagte der Müller; „denk mal, die brauche ich gerade für mein Scheunendach. Das hat ein grosses Loch, und das Getreide wird mir ganz nass, wenn ich es nicht zumache. Wie gut, dass du davon sprachst! Es ist doch seltsam, wie eine gute Tat immer eine andere zur Folge hat. Ich gebe dir meinen Karren, und nun gibst du mir deine Holzplanke. Natürlich ist der Karren mehr wert als die Planke, aber wahre Freundschaft beachtet so was nicht. Bitte hol mir doch das Brett gleich, denn ich will gleich heute noch die Arbeit an der Scheune machen lassen."
„Natürlich," rief der kleine Hans, und er rannte in den Schuppen und schleppte das Brett heraus.
„Es ist ja kein sehr grosses Brett," sagte der Müller, indem er es beschaute, „und ich fürchte, es wird dir zur Reparatur des Karrens nicht viel übrig bleiben, wenn mein Scheunendach damit geflickt ist, aber das ist natürlich nicht meine Schuld. Und da ich dir nun meinen Karren geschenkt habe, wirst du mir auch sicher gern ein paar Blumen dafür geben wollen. Hier ist der Korb und mach ihn recht voll."
„Ganz voll?" sagte der kleine Hans ein wenig bekümmert, denn es war wirklich ein sehr grosser Korb, und er wusste, dass ihm keine Blumen mehr für den Markt bleiben würden, wenn er ihn ganz füllte, und er wollte doch so gern seine Silberknöpfe wiederhaben.
„Es ist doch wahrhaftig nicht zu viel," antwortete der Müller, „dass

ich dich um ein paar Blumen angehe, wo ich dir doch meinen Karren geschenkt habe. Vielleicht hab' ich unrecht, aber ich denke, dass wahre Freundschaft frei von jedem Eigennutz ist."

„Aber mein lieber Freund, mein bester Freund," rief klein Hans, „alle Blumen meines Gartens stehen dir zur Verfügung. Mir ist an deiner guten Meinung viel mehr gelegen als an meinen Silberknöpfen, das weisst du doch," und er lief und pflückte alle seine schönen Primeln und füllte des Müllers Korb damit.

„Adieu, kleiner Hans," sagte der Müller und stieg mit der Planke auf der Achsel und dem Korb in der Hand den Hügel hinauf.

„Adieu," sagte klein Hans und begann lustig zu graben, denn er freute sich über den Karren.

„Am nächsten Tag rankte er gerade Geissblatt über die Tür, als er den Müller hörte, der ihn von der Landstrasse aus rief. Gleich sprang er von der Leiter und schaute über den Zaun.

Da stand der Müller mit einem grossen Sack Mehl auf dem Rücken.

„Lieber kleiner Hans," sagte er, „würdest du wohl so gut sein, mir diesen Sack Mehl auf den Markt zu tragen?"

„Es tut mir so leid," sagte der kleine Hans, „aber ich hab' heut wirklich viel zu tun. Ich muss alle meine Schlingpflanzen aufbinden und alle meine Blumen noch giessen und den Rasen walzen."

„Na weisst du," sagte der Müller, „in Anbetracht dessen, dass ich dir meinen Karren schenken will, ist es etwas unfreundlich von dir, dass du mir das abschlägst."

„Sag doch das nicht," rief klein Hans, „ich möchte nicht um die Welt unfreundlich sein," und er rannte nach seiner Mütze und schleppte sich mit dem schweren Sack auf den Schultern davon.

„Es war ein sehr heisser Tag und die Landstrasse war schrecklich staubig; und bevor Hans den sechsten Meilenstein erreichte, war er schon so müde, dass er sich hinsetzen und ausruhen musste. Aber gleich schritt er wieder tapfer vorwärts und erreichte endlich den Markt. Nachdem er da längere Zeit gewartet hatte, verkaufte er den Sack Mehl für einen guten Preis und ging dann schnurstracks heim, denn er fürchtete Räuber, falls er zu spät in die Nacht hinein käme.

„Das war schon ein schwerer Tag heute," sagte er zu sich selber, als er sich schlafen legte, „aber ich bin froh, dass ich dem Müller die Bitte nicht abgeschlagen habe, denn er ist mein bester Freund, und dann gibt er mir ja auch seinen Karren."

Am nächsten Morgen in aller Frühe kam der Müller um das Geld für sein Mehl. Aber der kleine Hans war so müde, dass er noch im Bett lag.

„Du bist doch ein Faulpelz," sagte der Müller. „Dafür, dass ich dir meinen Karren geben will, könntest du, meine ich, schon etwas fleissiger arbeiten. Faulheit ist eine grosse Sünde, und ich kann es nicht ausstehen, wenn meine Freunde faul und träg sind. Du darfst mir meine Offenheit nicht etwa übel nehmen, und es würde mir nicht im Traum einfallen, so zu sprechen, wenn ich nicht dein Freund wäre. Aber was hätte die Freundschaft für einen Zweck, wenn man einander nicht aufrichtig die Meinung sagen könnte? Liebenswürdigkeiten und Schmeicheleien kann jeder sagen, aber ein wahrer Freund sagt stets unangenehme Dinge und kümmert sich nicht darum, ob er dem andern damit wehtut. Und wenn er ein wirklich wahrer Freund ist, dann tut er gern weh, weil er weiss, dass er damit Gutes tut."

„Ach verzeih," sagte der kleine Hans, indem er sich die Augen rieb und die Nachtmütze abnahm, „aber ich war so müd', dass ich mir dachte, bleibst noch ein Weilchen im Bett und hörst die Vögel singen. Weisst du, dass ich immer besser arbeite, wenn ich die Vögel hab' singen hören?"

„Das freut mich," sagte der Müller, und schlug klein Hans auf den Rücken, „denn ich möchte, dass du gleich, wenn du fertig angezogen bist, hinauf zur Mühle kommst und mir das Scheunendach ausbesserst."

Dem armen kleinen Hans lag viel daran, in seinem Garten zu arbeiten, denn seine Blumen hatten zwei Tage lang kein Wasser bekommen, und doch mochte er dem Müller seine Bitte nicht abschlagen, da er ein so guter Freund von ihm war.

„Würdest du es für unfreundschaftlich von mir halten, wenn ich sagte, dass ich zu tun habe?" fragte er ganz schüchtern.

„Na weisst du," sagte der Müller, „ich denke, es ist doch wohl nicht zu viel verlangt, dafür, dass ich dir meinen Karren schenken

will; aber natürlich, weun du nicht willst, dann geh' ich und mach' es selber."

„Das unter keinen Umständen," rief klein Hans und sprang aus dem Bett, zog sich an und ging mit dem Müller.

„Dort arbeitete er den ganzen Tag bis Sonnenuntergang, und bei Sonnenuntergang kam der Müller nachsehen.

„Hast du das Loch im Dach schon ausgebessert, kleiner Hans?" rief er süss.

„Es ist fertig," antwortete klein Hans und stieg die Leiter herunter.

„Ach!" sagte der Müller, „keine Arbeit ist doch so erhebend wie die, die man für andere tut."

„Es ist wirklich ein grosser Vorzug, dir zuhören zu dürfen, wie du sprichst," antwortete der kleine Hans, „wirklich ein grosses Privilegium. Ich fürchte nur, ich werde niemals so schöne Ideen haben wie du."

„Wird schon kommen," sagte der Müller, „du musst dir nur mehr Mühe geben. Jetzt kennst du nur die praktische Seite der Freundschaft, aber du wirst schon auch ihre theoretische kennen lernen."

„Meinst du wirklich?" fragte klein Hans.

„Ohne Zweifel," antwortete der Müller, „aber nun du das Dach ausgebessert hast, gehst du wohl besser heim, und ruhst dich aus, denn ich möchte, dass du morgen meine Schafe auf den Berg treibst."

„Der arme kleine Hans wagte darauf kein Wort zu erwidern, und am nächsten Morgen brachte in aller Frühe der Müller seine Schafe, und Hans machte sich mit ihnen nach dem Berge auf. Er brauchte den ganzen Tag für den Hin- und Rückweg und war so müde als er heimkam, dass er auf seinem Stuhle einschlief und erst wieder aufwachte, als es hellichter Tag war.

„Wie schön wird's heut in meinem Garten sein," sagte er und ging gleich an die Arbeit.

Aber er kam nie dazu, nach seinen Blumen zu sehen, denn immerfort kam sein Freund, der Müller, zu ihm, schickte ihn auf weitläufige Besorgungen oder brauchte ihn in seiner Mühle. Klein Hans war zuzeiten ganz bekümmert darüber und fürchtete, seine Blumen könnten glauben, er habe sie ganz vergessen; aber dann

tröstete er sich wieder damit, dass der Müller doch sein bester Freund sei, und dass er ihm ja auch einen Karren geben wolle.
So arbeitete der kleine Hans für den Müller, und der sagte ihm alles mögliche Schöne über die Freundschaft, was Hans alles in ein Notizbuch aufschrieb und des Nachts durchlas, denn er war ein sehr gelehriger Schüler.
Eines Abends sass der kleine Hans beim Ofen, als laut an die Tür geklopft wurde. Es war eine sehr stürmische Nacht, und der Wind pfiff und tobte um das Haus, dass Hans erst glaubte, es sei der Sturm. Aber da tönte ein zweites Klopfen und ein drittes, lauter als das erstemal.
„Es ist irgend ein armer Wandersmann," sagte klein Hans und lief an die Tür.
Da stand der Müller mit einer Laterne in der einen und einem grossen Stock in der andern Hand.
„Lieber kleiner Hans," rief der Müller, „ich bin in grosser Verlegenheit. Mein kleiner Junge ist von der Leiter gefallen und hat sich verletzt, und ich muss den Arzt holen. Aber der wohnt so weit weg, und es ist eine so schlimme Nacht, dass ich auf den Gedanken kam, es sei eigentlich viel besser, wenn du statt meiner gingest. Du weisst, ich schenke dir meinen Karren, und da ist es ja eigentlich nur in Ordnung, dass du mir mal einen Gegendienst erweisest."
„Selbstverständlich," rief klein Hans, „ich rechne es mir als eine Ehre an, dass du dich an mich wendest, und ich mach' mich sofort auf den Weg. Aber du musst mir deine Laterne leihen, ich fürchte, ich falle sonst in einen Graben."
„Es tut mir sehr leid," antwortete der Müller, „aber es ist meine neue Laterne, und es wäre ein grosser Schaden für mich, wenn etwas daran entzweiginge."
„Macht nichts, dann geh' ich halt ohne Laterne," sagte klein Hans, griff nach Pelzrock und Wollmütze und ging.
Es war ein schrecklicher Sturm, und die Nacht war so schwarz, dass der kleine Hans kaum die Hand vor den Augen sehen konnte, und der Wind blies so stark, dass er sich kaum auf den Füssen zu halten vermochte. Aber er schritt tapfer vorwärts und nach drei Stunden kam er an des Doktors Haus und klopfte an die Tür.

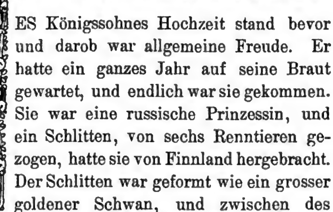
„Wer ist da?“ rief der Arzt und steckte den Kopf zum Schlafzimmerfenster heraus.
„Klein Hans, Doktor.“
„Und was willst du?“
„Dem Müller sein Kleiner ist von der Leiter gefallen und hat sich was getan, und der Müller lässt Sie bitten, Sie möchten gleich kommen.“
„Schön,“ sagte der Arzt, und er liess anspannen und sich die hohen Stiefel und seine Laterne bringen und kam herunter und fuhr nach der Mühle, während klein Hans hinter ihm herlief.
Aber der Sturm wurde immer schlimmer, und der Regen fiel in Strömen, und klein Hans konnte nicht mehr sehen, wo er ging, und nicht mehr mit dem Gaul Schritt halten. Endlich kam er ganz vom Weg ab und geriet ins Moor, das sehr gefährlich war, da es tiefe Löcher hatte, und klein Hans sank ein und ertrank. Am andern Tage fanden Ziegenhirten seine Leiche auf dem Wasser schwimmen und brachten sie in das Gärtnerhäuschen.
Die ganze Gegend ging mit bei klein Hans' Begräbnis, denn jedermann hatte ihn gekannt, und der Müller war der Hauptleidtragende.
„Da ich sein bester Freund war,“ sagte der Müller, „ist es nur in der Ordnung, dass ich den besten Platz bekomme,“ und so ging er in dem Trauergefolge als Erster in einem langen schwarzen Rock und wischte sich immerfort die Augen mit einem grossen Taschentuch.
„Klein Hans haben sicher alle verloren,“ sagte der Schmied, als das Begräbnis vorbei war und alle bei Wein und Kuchen im Wirtshaus beisammen sassen.
„Für mich ist es jedenfalls ein schwerer Verlust,“ sagte der Müller, „ich hatte ihm meinen Karren schon so gut wie geschenkt, und jetzt weiss ich nicht, was ich damit anfangen soll. Er ist mir zu Hause sehr im Wege und in einem Zustand, dass ich nichts dafür bekomme, wenn ich ihn verkaufe. Ich will mich jedenfalls hüten, jemals wieder was herzuschenken. Man hat unter seiner Grossmut immer zu leiden.“
„Nun und?“ sagte der Wasserratz nach einer langen Pause.
„Nun, das ist der Schluss,“ sagte der Grünspecht.
„Und was ist denn aus dem Müller geworden?“ fragte der Wasserratz.
„Das weiss ich wirklich nicht,“ antwortete der Vogel, „und es ist mir auch ganz gleich.“

„Dann ist es mir auch ganz klar, dass Sie nicht das geringste Mitgefühl in Ihrem Charakter haben," sagte der Wasserratz.
„Ich fürchte, Sie verstehen die Moral der Geschichte nicht ganz," bemerkte der Grünspecht.
„Die was?" schrie der Wasserratz.
„Die Moral."
„Wollen Sie damit sagen, dass die Geschichte eine Moral hat?"
„Natürlich," sagte der Grünspecht.
„Das hätten Sie mir," sagte der Wasserratz wütend, „vorher sagen sollen. Hätten Sie mir das zu Anfang gesagt, so hätte ich gar nicht zugehört; ich würde ‚Bah!' gesagt haben wie der Kritiker, was ich übrigens auch jetzt noch sagen kann."
So rief er also in den höchsten Tönen „Bah!", gab seinem Schwanz einen Schupser und verschwand in seinem Loch.
„Mögen Sie den Wasserratz leiden?" fragte die Ente, die ein paar Minuten darauf angepaddelt kam. „Er hat ja sicher eine Menge gute Eigenschaften, aber was mich betrifft — ich habe ein Muttergefühl und kann nie einen überzeugten Junggesellen sehen, ohne dass mir Tränen in die Augen kommen."
„Ich fürchte fast, ich habe ihn gelangweilt," antwortete der Grünspecht. „Ich hab' ihm nämlich eine Geschichte mit einer Moral erzählt."
„Ach, das ist immer eine sehr gewagte Sache," sagte die Ente.
Und ich bin ganz ihrer Meinung.

DIE BEDEUTENDE RAKETE







DES Königssohnes Hochzeit stand bevor und darob war allgemeine Freude. Er hatte ein ganzes Jahr auf seine Braut gewartet, und endlich war sie gekommen. Sie war eine russische Prinzessin, und ein Schlitten, von sechs Renntieren gezogen, hatte sie von Finnland hergebracht. Der Schlitten war geformt wie ein grosser goldener Schwan, und zwischen des Schwanes Flügeln ruhte die kleine Prinzessin. Ihr langer Hermelinmantel reichte ihr bis an die Füsse, auf dem Kopf trug sie eine winzige Kappe aus silbernem Gewebe, und sie war so bleich wie der Schneepalast, in dem sie immer gewohnt hatte. So bleich war sie, dass alles Volk sich darob verwunderte, als sie durch die Strassen fuhr. „Wie eine weisse Rose ist sie!“ rief man und warf von den Balkonen Blumen auf sie herab.

Am Schlosstor ward sie vom Prinzen empfangen. Er hatte verträumte Veilchenaugen, und sein Haar war wie feines Gold. Als er sie erblickte, sank er aufs Knie und küsste ihre Hand.

„Euer Bildnis war schön,“ sagte er leise, „aber Ihr seid noch schöner als Euer Bildnis.“ Und die kleine Prinzessin errötete. „Sie war wie eine weisse Rose,“ sagte ein junger Page zu einem andern, „nun ist sie wie eine rote Rose,“ und der ganze Hof war entzückt.

Während der nächsten drei Tage sagte ein jeder: „Weisse Rose, rote Rose, rote Rose, weisse Rose,“ und der König befahl, dass des Pagen Gehalt verdoppelt würde. Da er nun überhaupt keinen Gehalt bekam, nützte ihm das nicht viel, aber es galt für eine grosse Ehre und wurde vorschriftsmässig in der Hofgazette bekannt gemacht.

Als die drei Tage um waren, wurde die Hochzeit gefeiert. Es war eine grossartige Sache, und Braut und Bräutigam schritten Hand in Hand unter einem purpursamtnen mit kleinen Perlen bestickten Baldachin. Dann gab es eine Staatstafel, die fünf

Stunden dauerte. Der Prinz und die Prinzessin sassen obenan in der grossen Halle und tranken aus einem kristallnen Pokal. Nur treu Liebende konnten aus diesem Pokal trinken, denn wie ihn falsche Lippen berühren, wird er trüb und wolkig.
„Dass sie einander lieben," sagte der kleine Page, „das ist so klar wie Kristall!" Und der König verdoppelte seinen Gehalt zum zweiten Male, und „Welche Ehre!" rief der ganze Hof.
Nach dem Bankett sollte ein Ball stattfinden, und das Brautpaar sollte den Rosentanz tanzen, und der König hatte versprochen, die Flöte zu spielen. Er spielte sehr schlecht, aber niemand hatte je gewagt, ihm das zu sagen, weil er der König war. Er konnte bloss drei Melodien und wusste nie genau, welche davon er spielte; aber das machte weiter nichts, denn was immer er auch tat, es rief stets jeder: „Herrlich! Entzückend!"
Die letzte Nummer auf dem Programm war ein grosses Feuerwerk, das Punkt Mitternacht abgebrannt werden sollte. Die kleine Prinzessin hatte noch nie in ihrem Leben ein Feuerwerk gesehen, und so hatte der König Befehl gegeben, dass der königliche Pyrotechniker am Hochzeitstag zugegen sein sollte.
„Was ist das, ein Feuerwerk?" hatte sie den Prinzen gefragt, als sie eines Morgens auf der Terrasse spazieren gingen.
„Es ist so wie das Nordlicht," sagte der König, der immer Antwort auf Fragen gab, die an andere gestellt waren, „nur viel natürlicher. Mir ist es lieber als die Sterne, weil man immer ganz genau weiss, wann es losgeht, und es ist so schön wie mein Flötenspiel. Du musst das unbedingt sehen."
So war also ganz unten im königlichen Garten ein Stand aufgeschlagen worden, und sobald der königliche Pyrotechniker alles an seinen richtigen Platz gebracht hatte, begann das Feuerwerk untereinander sich zu unterhalten.
„Die Welt ist doch wahrhaftig zu schön," rief ein kleiner Schwärmer. „Sieh nur mal diese gelben Tulpen. Wenn sie echte Knaller wären, könnten sie nicht schöner sein. Ich bin doch sehr froh, dass ich gereist bin. Reisen bildet den Geist und räumt gründlich mit allen Vorurteilen auf."
„Des Königs Garten ist nicht die Welt, du verrückter Schwärmer!" sagte eine grosse römische Kerze. „Die Welt ist ein riesengrosser

Platz, und du würdest drei Tage brauchen, um sie ganz zu sehen."
„Jeder Platz, den man liebt, ist für einen die Welt," meinte ein nachdenkliches Feuerrad, das seit seiner Kindheit an einer alten Spanschachtel befestigt war und sich mit seinem gebrochenen Herzen brüstete. „Aber die Liebe ist nicht mehr Mode, und die Dichter haben sie getötet. Sie schrieben so viel über sie, dass ihnen niemand mehr glaubte, was mich nicht wundert. Denn wahre Liebe leidet und schweigt. Ich erinnere mich, wie ich selbst einmal — Aber darum kümmert sich jetzt niemand — die Romantik gehört der Vergangenheit an."
„Unsinn!" sagte die römische Kerze, „die Romantik stirbt nie. Die ist wie der Mond und lebt ewig. Die Braut und der Bräutigam zum Beispiel lieben einander sehr. Ich hörte alles über sie heut morgen von einer braunen Kartätsche, die zufällig in demselben Schubfach lag wie ich und die letzten Hofneuigkeiten wusste."
Aber das Feuerrad schüttelte den Kopf. „Die Romantik ist tot, die Romantik ist tot, die Romantik ist tot," sagte es leise. Das Rad gehörte zu den Leuten, die glauben, dass, wenn sie dieselbe Sache mehrmals sagen, sie am Ende wahr wird.
Plötzlich hörte man ein scharfes trockenes Husten, und alles schaute sich um.
Es kam von einer grossen, hochmütig aussehenden Rakete, die an das Ende eines langen Stockes gebunden war. Sie hustete jedesmal, bevor sie eine Bemerkung machte, um so die Aufmerksamkeit zu erregen.
„Ehem! Ehem!" sagte sie, und alles horchte, mit Ausnahme des Feuerrades, das noch immer den Kopf schüttelte und leise dabei blieb: „Die Romantik ist tot."
„Ruhe! Ruhe!" schrie ein Schwärmer. Er war so etwas wie ein Politiker und hatte bei den Wahlen immer eine grosse Rolle gespielt, und daher kannte er die richtigen parlamentarischen Ausdrücke.
„Ganz tot," flüsterte das Feuerrad und schlief ein. Sobald vollkommene Stille herrschte, hustete die Rakete zum drittenmal und begann. Sie sprach langsam und deutlich, als ob sie ihre Memoiren diktierte, und blickte die Menschen, zu denen sie sprach, immer über die Schulter an. Sie hatte tatsächlich höchst vornehme Manieren.

„Wie glücklich trifft es sich für den Königssohn," bemerkte sie, „dass er gerade an dem Tag Hochzeit macht, an dem ich losgelassen werden soll. Selbst wenn es vorher so arrangiert worden wäre, hätte es sich für ihn nicht besser treffen können; aber Prinzen haben eben immer Glück."

„Mein Gott," sagte der kleine Schwärmer, „ich dachte, es wäre gerade umgekehrt und wir würden zu Ehren des Prinzen losgelassen."

„Das mag ja mit Ihnen so der Fall sein," antwortete sie, „und es ist zweifelsohne der Fall, aber mit mir ist es doch etwas anders. Ich bin eine sehr besondere Rakete und stamme von ganz besonderen Eltern ab. Meine Mutter war das gefeiertste Feuerrad ihrer Zeit und berühmt für ihr graziöses Tanzen. Als sie öffentlich auftrat, drehte sie sich neunzehnmal, bevor sie ausging, und bei jeder Drehung warf sie sieben rosafarbene Sterne in die Luft. Sie hatte drei und einen halben Fuss im Durchmesser und war aus bestem Schiesspulver. Mein Vater war eine Rakete wie ich und von französischer Abkunft. Er flog so hoch, dass man fürchtete, er würde nie mehr wieder herunterkommen. Er kam aber doch, denn er war eine liebenswürdige Natur, und machte einen glänzenden Absturz in einem Schauer von goldnem Regen. Die Zeitungen schrieben über seine Leistung in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Die Hofgazette nannte ihn einen Triumph der Pylotechnik."

„Pyrotechnik meinst du, Pyrotechnik," sagte ein bengalisches Licht. „Ich weiss, es heisst Pyrotechnik, denn so sah ich es auf meiner eigenen Büchse geschrieben."

„Also ich sage Pylotechnik," antwortete die Rakete in strengem Tone, und das bengalische Licht fühlte sich davon so zermalmt, dass es sofort die kleinen Schwärmer einzuschüchtern begann, um zu zeigen, dass es noch immer eine Person von einiger Bedeutung wäre.

„Ich sagte," fuhr die Rakete fort, „ich sagte — ja, was sagte ich doch?"

„Du sprachst von dir," antwortete die römische Kerze.

„Natürlich; ich wusste doch, dass ich von einem interessanten Gegenstand sprach, als ich so unmanierlich unterbrochen wurde. Ich hasse Roheit und alle schlechten Manieren, denn ich leide darunter. Ich weiss, auf der ganzen Welt gibt es kein sensitiveres Geschöpf als ich bin."

„Was ist denn das: ein sensitives Geschöpf?“ fragte ein Schwärmer das römische Licht.

„Ein Geschöpf, das andern immer auf die Füsse tritt, weil es selber Hühneraugen hat,“ antwortete die römische Kerze im Flüsterton; und der Schwärmer wollte platzen vor Lachen.

„Bitte, worüber lachen Sie denn?“ forschte die Rakete; „ich lache doch nicht.“

„Ich lache, weil ich glücklich bin,“ sagte der Schwärmer.

„Das ist ein sehr egoistischer Grund,“ sagte die Rakete geärgert. „Was für ein Recht haben Sie, glücklich zu sein? Sie sollten an andere denken. Sie sollten an mich denken. Ich denke immer an mich und erwarte von allen andern, dass sie das gleiche tun. Das ist das, was man Sympathie nennt. Es ist eine schöne Tugend, und ich besitze sie in hohem Grade. Nehmen wir zum Beispiel an, mir passierte heut nacht etwas — was für ein Unglück wäre das für einen jeden! Der Prinz und die Prinzessin würden niemals wieder glücklich sein können, ihr ganzes eheliches Leben wäre zerstört, und der König würde nicht darüber wegkommen, das weiss ich. Wahrhaftig, so oft ich über die Bedeutung meiner Stellung nachzudenken beginne, bin ich gerührt bis zu Tränen.“

„Wenn du andern Vergnügen machen willst,“ rief die römische Kerze, „ist's besser, du hältst dich trocken.“

„Dazu rät doch der gewöhnliche Verstand,“ meinte das bengalische Licht, das in bessere Laune kam.

„Der gewöhnliche Verstand, allerdings,“ entrüstete sich die Rakete, „aber Sie vergessen, dass ich sehr ungewöhnlich und besonders bin. Gewöhnlichen Verstand kann jeder haben, vorausgesetzt er hat keine Phantasie. Aber ich habe Phantasie, denn ich denke an die Dinge nie, wie sie wirklich sind; ich denke mir sie immer ganz verschieden und anders. Und was das Trockenhalten betrifft, so ist hier offenbar kein einziger, der überhaupt eine empfindsame Natur zu schätzen weiss. Glücklicherweise mache ich mir nichts daraus. Das einzige, was einem durch das Leben hilft, ist das Bewusstsein von der ungeheuren Inferiorität aller andern, und das ist ein Gefühl, das ich immer kultiviert habe. Herz hat von euch ja niemand. Ihr lacht hier und treibt Possen, gerade so als ob der Prinz und die Prinzessin nicht Hochzeit machten.“

„Ja aber weshalb denn nicht?“ rief eine kleine Feuerkugel aus, „weshalb denn nicht? Die Hochzeit ist doch eine höchst freudige Gelegenheit, und wenn ich in die Luft hinaufschwebe, habe ich mir vorgenommen, den Sternen alles darüber zu berichten. Du wirst sie zwinkern sehen, wenn ich ihnen von der hübschen Braut erzähle.“

„Was für eine triviale Lebensauffassung du hast!“ sagte die Rakete. „Aber ich habe von dir nichts anderes erwartet. Es steckt nichts in dir; du bist hohl und leer. Vielleicht wohnen der Prinz und die Prinzessin einmal in einem Lande, wo ein tiefer Fluss ist, und vielleicht haben sie auch einen einzigen Sohn, einen kleinen blondlockigen Knaben mit Veilchenaugen wie der Prinz selber; der geht vielleicht eines Tages mit seiner Amme aus, und die Amme schläft unter einem grossen Fliederbaum ein; und dann fällt der Knabe vielleicht in den Fluss und ertrinkt. Was für ein schreckliches Unglück! Arme Menschen, die ihr einziges Kind so verlieren! Es ist zu traurig! Ich werde es niemals verwinden!“

„Aber sie haben ja gar nicht ihr einziges Kind verloren!“ sagte die römische Kerze. „Es ist ihnen überhaupt kein Unglück passiert.“

„Das habe ich auch gar nicht behauptet,“ antwortete die Rakete, „ich sagte nur, es könnte passieren. Wenn sie ihren einzigen Sohn wirklich verloren hätten, dann hätte es gar keinen Zweck mehr, davon zu sprechen. Ich hasse Menschen, die wegen verschütteter Milch ein Geschrei machen. Aber wenn ich denke, dass sie ihren einzigen Sohn verlieren könnten, so affiziert mich das sehr.“

„Dich natürlich,“ rief das bengalische Feuer, „du bist aber auch die affektierteste Person, die mir je vorgekommen ist.“

„Und du bist das brutalste Geschöpf, dem ich je begegnet bin,“ sagte die Rakete, „und kannst meine Freundschaft für den Prinzen selbstverständlich nicht begreifen.“

„Du kennst ihn ja gar nicht,“ knurrte die römische Kerze.

„Ich habe nie behauptet, dass ich ihn kenne,“ antwortete die Rakete. „Ich behaupte sogar, dass ich sicher sein Freund nicht wäre, wenn ich ihn kennen würde. Es ist eine sehr gefährliche Sache, seine Freunde zu kennen.“

„Gib lieber darauf acht, dich trocken zu halten,“ sagte die Leuchtkugel, „das ist die Hauptsache.“

„Für dich wohl, davon bin ich überzeugt," bemerkte die Rakete, „aber ich weine, wann es mir beliebt." Und jetzt brach sie tatsächlich in wirkliche Tränen aus, die den Stab herunterliefen wie Regentropfen, so dass zwei kleine Käfer beinahe darin ertrunken wären, die gerade daran dachten, sich ein eigenes Heim zu gründen und sich nach einer trockenen Stelle dafür umsahen.
„Sie muss wirklich sehr romantisch veranlagt sein," sagte das Feuerrad, „denn sie weint, wo gar nicht zu weinen ist," und es stiess einen tiefen Seufzer aus und dachte an seine Spanschachtel.
Aber die römische Kerze und das bengalische Feuer waren sehr indigniert und riefen ganz laut „Schwindel! Schwindel!" Sie waren ausserordentlich praktisch gesinnt und wenn ihnen etwas nicht passte, nannten sie es immer gleich Schwindel. Da ging der Mond auf wie ein wundervoller silberner Schild, und die Sterne begannen zu leuchten, und Musik tönte vom Palast her.
Der Prinz und die Prinzessin führten den Tanz. Sie tanzten so schön, dass die hohen weissen Lilien durch das Fenster hinein zuschauten, und die grossen roten Klatschrosen wiegten die Köpfe und schlugen den Takt.
Dann tönte die Uhr zehn, und dann elf und dann zwölf, und mit dem letzten Schlag Mitternacht kamen sie alle heraus auf die Terrasse, und der König schickte nach dem Hofpyrotechniker.
„Das Feuerwerk soll beginnen," sagte der König, und der Hofpyrotechniker machte eine tiefe Verbeugung und begab sich hinüber an das Ende des Parkes. Er hatte sechs Gehilfen bei sich, und jeder von ihnen trug an einer langen Stange eine brennende Fackel. Es war ein herrliches Schauspiel.
„Uitz! Uitz!" machte das Feuerrad, als es sich immer rundum drehte. „Bumm! Bumm!" dröhnte die römische Kerze. Dann tanzten die Schwärmer über den ganzen Platz, und das bengalische Feuer machte alles scharlachrot. „Lebt wohl," rief die Feuerkugel, als sie fortschwirrte und kleine blaue Funken niederschickte. „Krah! Krah!" antworteten die Feuerfrösche, die sich herrlich amüsierten. So hatte jedes einen grossen Erfolg mit Ausnahme der bedeutenden Rakete. Sie war vom Weinen so feucht geworden, dass sie überhaupt nicht auffliegen konnte. Denn das beste an ihr war das Schiesspulver, und das war von den Tränen so nass, dass es versagte.

Alle ihre armseligen Verwandten, zu denen sie nie anders als mit einem höhnischen Lächeln sprach, stiegen zum Himmel auf wie wundervolle goldene Blumen mit feurigen Blüten. Hurra! Hurra! rief der Hof, und die kleine Prinzessin lachte laut auf vor Vergnügen.
„Ich vermute, sie heben mich für eine ganz besondere grosse Gelegenheit auf," sagte die Rakete, „ja, ja, so ist es," und sie sah hochmütiger aus als je.
Am nächsten Morgen kamen die Arbeitsleute, um alles wieder in Ordnung zu bringen. „Das ist sicher eine Deputation, ich will sie mit gebührender Würde empfangen," sagte die Rakete und steckte die Nase hoch in die Luft und runzelte streng die Stirn, als ob sie über etwas sehr Wichtiges nachdächte. Aber die Leute nahmen gar keine Notiz von ihr. Erst als sie weggehen wollten, erblickte sie einer. „Da ist noch eine schlechte Rakete," rief er und warf sie über die Mauer in den Graben.
„Schlechte Rakete? Schlechte Rakete?" sagte sie, als sie durch die Luft wirbelte. „Unmöglich! Schöne Rakete hat der Mann natürlich gesagt. Schön und schlecht, das klingt so ähnlich und ist oft dasselbe," und sie fiel in den Schlamm.
„Behaglich ist es ja nicht hier," bemerkte sie, „aber es wird wohl irgend ein fashionabler Badeort sein, und sie haben mich hergeschickt, damit sich meine angegriffene Gesundheit kräftigt. Meine Nerven sind ohne Zweifel etwas irritiert, und ich brauche Ruhe."
Da schwamm ein kleiner Frosch mit glänzenden gelben Augen und in einem grün gesprenkelten Rock auf sie zu.
„Ein neuer Gast wohl!" sagte der Frosch. „Es geht ja auch wahrhaftig nichts über den Schlamm. Sehen Sie, hab ich nur regnerisches Wetter und einen Graben, so bin ich vollkommen glücklich. Glauben Sie, dass es heut nachmittag regnen wird? Ich möcht es sehr wünschen, aber der Himmel ist ganz blau und kein Wölkchen ist darauf. Wie schade!"
„Ehem! Ehem!" sagte die Rakete und begann zu husten.
„Was Sie für eine schöne Stimme haben!" rief der Frosch. „Sie klingt genau wie von einer Krähe, und die ist für mich die schönste Musik der Welt. Sie sollten heut abend unsern Gesangverein hören. Wir haben unsern Sitz in dem alten Ententeich neben dem Pächterhaus, und sobald der Mond aufgeht, fangen wir an. Es ist so

hinreissend, dass die Menschen wach im Bett liegen, um uns zuzuhören. Erst gestern hörte ich, wie die Pächtersfrau zu ihrer Mutter sagte, dass sie unseretwegen die ganze Nacht kein Auge zutun könnte. Es freut einen doch sehr, wenn man so beliebt ist."
„Ehem! Ehem!" sagte die Rakete geärgert. Sie ärgerte sich schrecklich, dass sie kein Wort dazwischen reden konnte.
„Eine köstliche Stimme," fuhr der Frosch fort. „Hoffentlich kommen Sie mal zum Ententeich rüber. Jetzt muss ich mal nach meinen Töchtern sehen. Ich habe nämlich sechs schöne Töchter und fürchte, der Hecht möchte ihnen begegnen. Er ist ein vollendetes Ungeheuer und würde sich keinen Augenblick bedenken, sie zum Frühstück zu verspeisen. Also, auf Wiedersehen! Ich kann Ihnen die Versicherung geben, dass mich unsere Unterhaltung sehr erfreut hat."
„Eine nette Unterhaltung das," sagte die Rakete. „Sie haben die ganze Zeit allein gesprochen. Das nenne ich keine Unterhaltung."
„Einer muss zuhören," antwortete der Frosch, „und ich übernehme das Sprechen gern. Das spart Zeit und lässt keinen Streit aufkommen."
„Aber ich mag Streit gern," sagte die Rakete.
„Hoffentlich nicht," sagte der Frosch höflich. „Streit ist etwas ganz Ordinäres, denn in der guten Gesellschaft haben alle dieselbe Meinung. Also nochmals: auf Wiedersehen — da drüben sind meine Töchter," und der kleine Frosch schwamm fort.
„Sie sind eine aufdringliche Person," sagte die Rakete, „und ohne jede Erziehung. Ich hasse Leute, die wie Sie immer von sich selbst reden, wenn man wie ich von sich reden will. Das nenne ich Egoismus, und Egoismus ist etwas ganz Abscheuliches, besonders für jemand von meinem Temperament, denn ich bin wegen meines sympathischen Naturells allgemein beliebt. Sie sollten sich wirklich an mir ein Beispiel nehmen, Sie könnten gar kein besseres Vorbild finden. Und jetzt, wo sich die Gelegenheit bietet, sollten Sie sie benützen, denn ich gehe sehr bald wieder zurück zu Hof, wo ich sehr beliebt bin. Mir zu Ehren wurden gestern der Prinz und die Prinzessin verheiratet. Natürlich wissen Sie von all dem nichts, denn Sie sind vom Lande."
„Es hat keinen Zweck, ihm was zu erzählen," sagte eine Libelle, die auf einer grossen braunen Binse sass; „gar keinen Zweck, denn er ist schon weg."

„Das ist sein Schade, nicht der meine," erwiderte die Rakete. „Ich denke nicht daran, bloss deshalb mit ihm zu sprechen aufzuhören, weil er nicht zuhört. Ich höre mich selbst sehr gern sprechen. Es ist mein grösstes Vergnügen. Ich führe oft lange Unterhaltungen mit mir selber, und ich bin so gescheit, dass ich manchmal nicht ein Wort von all dem verstehe, was ich sage."

„Dann sollten Sie Vorlesungen über Philosophie halten," sagte die Libelle; und sie breitete ein Paar entzückende Gazeflügel aus und schwirrte davon.

„Wie töricht von ihr, dass sie nicht hierblieb," sagte die Rakete. „Ich bin überzeugt, sie findet nicht oft eine solche Gelegenheit, etwas für ihre Bildung zu tun. Aber mir ist das schliesslich gleichgültig. Ein Genie wie ich findet früher oder später seine Anerkennung;" und sie sank noch ein bisschen tiefer in den Schlamm.

Nach einer Weile kam eine grosse weisse Ente angeschwommen. Sie hatte gelbe Beine und Schwimmhäute an den Füssen und galt für eine grosse Schönheit wegen ihres Watschelns.

„Quak, quak, quak," sagte sie, „was für ein komisches Gestell du bist! Darf ich fragen, ob du schon so auf die Welt gekommen bist oder ob das die Folge eines Unfalls ist?"

„Es ist klar, dass Sie immer nur auf dem Lande gelebt haben," bemerkte die Rakete, „sonst würden Sie wissen, wer ich bin. Übrigens verzeihe ich Ihnen Ihre Unwissenheit. Es wäre unbillig, von andern Leuten zu verlangen, dass sie so ungewöhnlich und ausserordentlich sind, wie man selber ist. Es wird Sie zweifellos überraschen, zu hören, dass ich zum Himmel fliegen und in einem Schauer von goldnem Regen wieder auf die Erde herunterkommen kann."

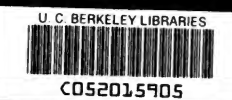
„Davon halt ich nicht viel," sagte die Ente, „denn ich seh' nicht ein, wozu das gut sein soll. Ja, wenn du die Felder pflügen könntest wie der Ochse, oder einen Wagen ziehen wie das Pferd, oder die Schafe hüten wie der Schäferhund, das wäre noch was."

„Ach Sie Ärmste!" rief die Rakete sehr überlegen, „ich sehe, dass Sie zum untern Stand gehören. Jemand von meinem Rang ist nie nützlich. Wir haben eine gewisse Bildung und das ist mehr als genügend. Ich habe keinerlei Sympathie für irgend welche Tätigkeit, am allerwenigsten für eine, wie Sie da zu empfehlen scheinen.

Ich bin immer der Meinung gewesen, dass zur Arbeit nur jene Leute ihre Zuflucht nehmen, die gar nichts zu tun haben."
„Ja ja," sagte die Ente, die sehr friedselig war und nie mit irgend jemandem Streit anfing, „ja ja, der Geschmack ist verschieden. Aber ich hoffe doch, dass Sie sich hier dauernd niederlassen, nicht?"
„Fällt mir nicht ein!" rief die Rakete. „Ich bin nur zu Besuch hier, ein vornehmer Besuch. Und finde den Ort höchst langweilig. Hier ist weder Gesellschaft noch Einsamkeit. Es ist wie in einer Vorstadt. Wahrscheinlich geh' ich wieder zu Hof zurück, denn ich weiss, ich bin dazu bestimmt, Aufsehen in der Welt zu erregen."
„Ich hatte mich auch einst mit dem Gedanken beschäftigt, ins öffentliche Leben zu treten," bemerkte die Ente, „es gibt da so vieles, das reformbedürftig ist. Ich habe auch wirklich einmal den Vorsitz in einer Versammlung geführt, und wir fassten Resolutionen, die alles verurteilten, was wir nicht leiden mochten. Aber es scheint, dass sie nicht viel erreicht haben. Jetzt geh' ich ganz in der Häuslichkeit auf und kümmere mich nur noch um meine Familie."
„Ich bin für das öffentliche Leben geschaffen," sagte die Rakete, „ich und alle meine Verwandten bis zu den geringsten von ihnen. Wenn immer wir erscheinen, erregen wir Aufsehen. Ich bin selbst noch nicht öffentlich aufgetreten, aber wenn es dazu kommt, wird es ein ganz herrlicher Anblick sein. Was die Häuslichkeit angeht, macht einen die früh alt und lenkt einen von den höheren Dingen ab."
„Ach ja, die höheren Dinge des Lebens, die sind schön!" sagte die Ente; „und das erinnert mich daran, wie hungrig ich bin." Und sie schwamm den Bach hinunter und machte „Quak, quak, quak."
„Komm doch zurück! komm zurück!" schrie die Rakete, „ich hab' dir noch eine ganze Menge zu sagen;" aber die Ente kümmerte sich gar nicht mehr um sie.
„Ich bin froh, dass sie fort ist," sagte sich die Rakete, „sie hat entschieden was Kleinbürgerliches," und sie sank noch ein bisschen tiefer in den Schlamm und begann über die Einsamkeit des Genies nachzudenken, als auf einmal zwei kleine Jungen in weissen Kitteln den Graben entlang gelaufen kamen, mit einem Kessel und einem Reisigbündel.
„Das muss die Deputation sein," sagte die Rakete und versuchte sehr würdig dreinzuschauen.

„Holla!“ rief einer der Buben, „schau mal da den alten Stecken! Wie der wohl daher gekommen ist,“ und er holte die Rakete aus dem Schlamm heraus.
„Alter Stecken?“ sagte die Rakete, „Unsinn! Er sagte natürlich goldner Stock, und das ist ein grosses Kompliment. Er hält mich wahrscheinlich für einen Hofwürdenträger.“
„Wir wollen ihn ins Feuer legen,“ sagte der andere Junge, „dann kocht unser Topf schneller.“
Also richteten sie das Reisig, legten die Rakete oben drauf und zündeten ein Feuer an.
„Das ist herrlich!“ rief die Rakete, „sie lassen mich bei hellem Tageslicht aufsteigen, damit mich jeder sehen kann.“
„Jetzt wollen wir ein wenig schlafen,“ sagten die Jungen, „und wenn wir aufwachen, wird das Wasser kochen.“ Und sie legten sich ins Gras und schlossen die Augen.
Die Rakete war sehr feucht und es brauchte eine lange Weile, bis sie Feuer fing. Endlich kam sie doch ins Brennen.
„Jetzt steig ich auf,“ rief die Rakete und machte sich ganz steif und gerade. „Ich weiss, dass ich viel höher steigen werde als die Sterne, viel höher als der Mond, viel höher als die Sonne. Ich werde so hoch steigen, dass —“
Fizz! Fizz! Fizz! und sie stieg kerzengerade in die Luft.
„Herrlich!“ rief sie. „Und so geht's nun weiter in alle Ewigkeit. Was ein Success!“
Aber niemand sah sie.
Da fühlte sie ein eigentümliches Prickeln im ganzen Leibe.
„Jetzt werde ich explodieren,“ rief sie. „Ich werde die ganze Welt in Brand setzen und dabei einen solchen Lärm machen, dass ein ganzes Jahr lang kein Mensch von was anderem wird sprechen können.“ Und sie explodierte wirklich. Krach! Krach! Pffft! machte das Schiesspulver. Darüber gab's keinen Zweifel.
Aber niemand hörte sie, nicht einmal die zwei kleinen Jungen, denn die waren fest eingeschlafen.
„Um Gottes willen!“ schrie die Gans auf, „es regnet Stöcke!“ und sie schoss ins Wasser.
„Ich wusste doch, ich würde ein riesiges Aufsehen machen,“ hauchte die Rakete und ging aus.

INHALTSVERZEICHNIS


U. C. BERKELEY LIBRARIES
C052015905